

Michael Hochedlinger

Miteinander – Gegeneinander – Nebeneinander? Archive und Geschichtswissenschaft im Schatten von „Erinnerungskultur“, Kulturgeschichte und Digitalisierungspopulismus

Eine Empörung*

„Von den Archivanstalten muß allerdings gesagt werden, daß man sie selten als zum kulturellen Erbe der Gegenwart gehörend empfindet, sie finden keine Resonanz im Denken der ahistorisch eingestellten Masse. [...] Ich glaube, die Verständnislosigkeit der öffentlichen Meinung den Archiven gegenüber ist ziemlich international.“

Walter Goldinger

Walter Goldingers kritische Einschätzung¹ klingt vor ihrem Zeithintergrund (1951) überraschend bitter, fast ungerecht. Die Archivgläubigkeit der akademischen Historie war damals noch kaum erschüttert, an der Spitze des Österreichischen Staatsarchivs, Goldingers Arbeitsstätte, stand der Universitätsprofessor für Mittelalterliche Geschichte Leo Santifaller, der nur über geringe Archiverfahrung verfügte und sich in erster Linie als Historiker definierte. Generaldirektor des Staatsarchivs war er buchstäblich nur im Nebenamt. Seine Archivare forderte Santifaller nachdrücklich zu wissenschaftlicher Betätigung auf, begründete diese doch seiner Ansicht nach den guten Ruf des Berufsstandes.

Mehr als ein halbes Jahrhundert später müssen wir Goldingers Verdikt jedenfalls noch wesentlich schärfer fassen. Denn nicht nur die „Massengesellschaft“, die Geschichtswissenschaft selbst weiß mit Archiven und Archivarbeit immer weniger anzufangen².

Im Jahre 1894 feierte Joseph Alexander Freiherr von Helfert, der Patriarch der alt-österreichischen „Nationalgeschichte“ und des Denkmalschutzes, auch des archivalischen, den hart erkämpften Triumph des Historiker-Archivars über den Archivar-Registrator. Endlich verhielten sich die Archivare inmitten ihrer Schätze nicht mehr wie „Eunuchen im Serail“, die „vollblühende Schönheiten zu bewachen und zu bewahren haben und für diesen Zweck um so tauglicher erscheinen, als sie nach jeder andern Seite hin harmlos und ungefährlich sind.“³

* Erweiterte Fassung meines Vortrags auf dem 37. Österreichischen Archivtag in Krems (24. September 2012).

1 Walter Goldinger, Der einheitliche Aktenfond [!] – ein Ziel der Zukunft. In: Der Archivar 4 (1951), Sp. 112–114, hier Sp. 113.

2 „In‘ ist es mitunter in einer historischen – oder besser: ‚kulturwissenschaftlichen‘ Darstellung nicht mehr, die Basis dieser Darstellung aus Quellen in Archiven zu erarbeiten, sondern leichter verfügbare Unterlagen aus dem Internet oder anderen Bezugsquellen zu besorgen und ‚kreativ‘ zueinander in Zusammenhang zu bringen.“ Walter Schuster, Zwischen Monopol und Konkurrenz. Die Archive und das kulturelle Erbe. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 55 (2011) = Festschrift Lorenz Mikoletzky, S. 45–50, hier S. 47 f.

3 Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Staatliches Archivwesen (Wien 1893), S. 2.

Heute hingegen plädieren sogar Archivare für wissenschaftliche „Selbstkastration“. Der Archivar unserer Tage ist alles Mögliche – nur nicht Historiker⁴. Denn im neuen Jahrtausend generiert man, so viel ist gewiss, die von jedermann krampfhaft gesuchte Öffentlichkeitswirksamkeit nicht mehr durch aufwändige Teilhabe an der historischen Forschung, deren verschlungene Wege ohnedies mehr und mehr an den Archiven vorbeiführen, sondern viel bequemer durch Zugeständnisse an die expansionistische Unterhaltungs- und Freizeitgesellschaft. Kulturinstitutionen, ja öffentliche Einrichtungen generell werden durch hysterische „Eventisierung“ immer mehr zu Bühnen – für Träger und Publikum. Die einzige Rechtfertigung selbst von Amtsgebäuden scheint der „Tag der offenen Tür“, nicht die dort geleistete tägliche Arbeit. Alles muss „bespielt“ werden.

Als Spaßzentren besitzen Archive freilich kaum Anziehungskraft. Das Interesse der Außenwelt bleibt selbst bei größter Toleranz gegenüber der Boulevardisierung von Geschichte denkbar gering. Unsere Anbiederungsmanöver fallen umso peinlicher aus, je geringer die Nachfrage ist und je mehr man sich einer weitgehend desinteressierten Öffentlichkeit förmlich aufdrängen muss. Mini-Ausstellungen, Buchpräsentationen (hauptsächliches Wirkungsziel fast jeder Veröffentlichung), Führungen durch Speicher mit endlosen Kartonreihen, die zu guter Letzt doch in der Technikecke bei den Scangeräten oder unter Nutzung des telegenen „CSI-Effekts“ in der Restaurierwerkstätte landen, archivferne Kleintagungen, Kinderveranstaltungen – als Paraphernalien des Tagesgeschäfts vielleicht nicht grundsätzlich abzulehnen – schieben sich in beängstigender Weise vor die Kernaufgaben, obwohl es doch angeblich allenthalben an Zeit und Geld mangelt.

Der Archivhüter des 21. Jahrhunderts scheint dennoch fest entschlossen, aus seinem Mauerblümchendasein auszubrechen und sich ebenfalls einen Platz an der Sonne der Spaßgesellschaft zu erkämpfen. Ob aber der Archivar, der gerne im Rampenlicht steht, seinen Beruf nicht vielleicht ebenso verfehlt hat wie der red- und vertrauensselige Geheimagent?

Der Archiv- und Registraturtheoretiker des 16. Jahrhunderts Jakob von Rammingen wusste es noch besser, wenn er feststellte, dass eine „*vilschwetzende [...] und gesellige Person zu einem Registrator nicht taugen will*“. Und wie die übermächtige außerarchivische Welt uns auch noch Jahrhunderte später sieht, enthüllt ein Sexualmordprozess gegen einen deutschen Archivbeamten Anfang der 1980er Jahre, bei dem der Gerichtsgutachter Abartigkeit und Tatbereitschaft wenig schmeichelhaft „*aus bei Archivaren, Buchhaltern und Programmierern berufsimmanent obwaltenden Latenzen*“ zu erklären versuchte⁵. Zumindest die letztgenannte Berufsgruppe würde sich heute, da der damals noch exotische

4 So – zusammengefasst – die ironisch-verständnisvolle Bilanz bei Astrid Eckert, Archivar. In: Anne Kwaschik-Mario Wimmer (Hrsg.), *Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft* (Bielefeld 2010), S. 21–25, hier S. 24.

5 Bernd Ottnad, *Das Berufsbild des Archivars vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. In: Gregor Richter (Hrsg.), *Aus der Arbeit des Archivars. Festschrift für Eberhard Göner* (Stuttgart 1986), S. 1–22, hier S. 6 und 19.

Bereich der Elektronischen Datenverarbeitung unser gesamtes Leben in schwer zu überschätzendem Maße revolutioniert hat, wohl nur mehr sehr ungern mit den weiterhin randständigen Archivaren in einem Atemzug nennen lassen.

Dabei stellt die flüchtige digital-virtuelle Welt gerade die um Bewahrung des Bewahrenswerten ringende archivarische Arbeit vor gewaltige Herausforderungen; in den Augen nicht weniger Archivverantwortlicher eröffnet sie aber auch ungeahnte Möglichkeiten, in die Breite zu wirken und einen weltweiten „Markt“ zu erschließen. Das Ideal eines jahraus, jahrein rund um die Uhr geöffneten virtuellen Lesesaals lässt die Augen der „Digitalisierungsoptimisten“ unter uns glänzen.

Der Autor dieser Zeilen sieht die archivpolitischen Entwicklungen unserer Tage dagegen kulturpessimistisch-kritisch. Geschichtswissenschaft und Archive sind prinzipiell so stark auf ein symbiotisches Miteinander verwiesen, dass ein Bereich ohne den anderen auf Dauer nicht auskommen kann. Das zunehmende Auseinanderdriften hat schon jetzt Fehlentwicklungen provoziert, die beiden als Partner zu denkenden Seiten erheblichen Schaden zufügen.

Geschichtswissenschaft versus „Erinnerungskultur“?

„Nur deshalb spricht man so viel vom Gedächtnis, weil es keines mehr gibt.“

Pierre Nora

Wo die Tradition als gerne und selbstverständlich frequentierte Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart von der Sturzflut beispielloser Verbrechen und schwerer „nationaler“ Traumatisierung weggerissen wurde, wo einst hohe Werte durch Missbrauch so tief beschmutzt sind, dass uns selbst die Begrifflichkeit anrühlich ist, gerät die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, wenn ihr nicht durch Gedächtnisschwäche oder absichtliches Vergessen ganz ausgewichen werden kann, zwangsläufig zu einer verkrampften Angelegenheit, zu einer mehr oder weniger widerwilligen Pflichtübung. Geschichte verliert dann ihre angestammte „identitätsstiftende“ Rolle, sie vermag keine affektive Bindung herzustellen. Hauptauftrag der Geschichte wird die „Trauerarbeit“, nicht das auftrumpfende Erinnern, sondern das moralische Mahnen und – zunehmend – die Anklage. Äußerstenfalls liefert sie – in weit entlegenen und daher relativ unverdächtigen Teilbereichen – Stoff für Groschenromanunterhaltung aus der Mottenkiste oder peinliches „History-Disney“. Die unmittelbare Konfrontation mit authentischen Relikten der Vergangenheit hingegen verrät, da es längst am Koordinatensystem fehlt, fast immer erschreckende Hilflosigkeit.

Hitlerisierung der Geschichte?

Während Geschichte und Geschichtswissenschaft also über die Behinderung durch unsere Gegenwartsfixiertheit hinaus einen schweren Stand haben, stehen der außerwissenschaftliche (öffentliche) „Gebrauch“ von Geschichte, emotionales

„Erinnern“ und moralisierendes „Gedenken“ zunehmend hoch im Kurs⁶. Obrigkeitlich gesteuerte „Geschichtspädagogik“ – manche reden von „Geschichts-“, „Gedenk-“ oder „Gedächtnispolitik“ oder neutraler von „Erinnerungskultur“ – mündet rasch in Staatswahrheiten und Erinnerungsgesetze⁷.

Vielleicht greift Fundamentalkritik hier auch viel zu hoch, denn am Ende mag es unserer hedonistischen Medien- und Erlebnisgesellschaft ohnedies nur um Vorwände für Inszenierung und Aktionismus gehen. Inflationäre „Jubiläen“ und an den Haaren herbeigezerrte „Jahrestage“, die heute weniger durch dauerhaft einflussmächtige Publikationen als vielmehr mit ephemeren „Veranstaltungen“ und Ausstellungen abgedeckt werden, versuchen das epidemische „Gedenken“ (willentlich inszeniertes, nicht selbstverständliches Erinnern) und freizeitindustrielle Unterhaltung mit all ihren wirtschaftlichen Implikationen unter einen Hut zu bringen. „Erinnerungsgeschichte“ ist „Laiengeschichte“ (D. Langewiesche), sie ergreift Partei, sie will etwas.

Mit der Trivialisierung des Holocaust *„zu einer globalen Ikone von Schuld und Trauma“* (A. Assmann) hat die Pflicht zu Trauer und Selbstanklage den Kreis der bekannten Täter verlassen und die westlichen Demokratien beinahe in ihrer Gesamtheit erfasst. Angesichts der fast überall bejammerten „Politikverdrossenheit“ überrascht die rasend um sich greifende Politmoralisierung außerhalb des engeren Bereichs der eigentlichen Politik. Europa insgesamt repolitisiert und emotionalisiert die Auseinandersetzung mit seiner Geschichte.

Ausgerechnet das „Modell Deutschland“ scheint zur erinnerungspolitischen Norm geworden zu sein (U. Jureit); vom letzten deutschen „Exportschlager“ war sogar die Rede⁸: Je dichter die Hinweise auf Völkermorde quer durch die

6 „Erinnerungskultur“ kultiviert die Erinnerung, nicht die Geschichte. „Geschichtskultur“ (früher fordernder „Geschichtsbewusstsein“) wäre daher streng genommen etwas anderes. Vgl. allgemein Christoph Cornelißen, Was heißt Erinnerungskultur? Begriff – Methoden – Perspektiven. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 54 (2003), S. 548–563; Dieter Langewiesche, Erinnerungsgeschichte und Geschichtsnormierung. In: Ders., Zeitwende. Geschichtsdanken heute (2. Aufl. Göttingen 2009), S. 21–40. Zum Themenkomplex insgesamt nützlich Astrid Erll, Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung (2. Aufl. Stuttgart/Weimar 2011).

7 Frankreich mit seinen verunglückten „lois mémorielles“ ist ein besonders abschreckendes Beispiel für den Versuch der Politik, an der Fachwissenschaft vorbei bestimmte Sichtweisen auf die Geschichte zu verordnen. Französische Historiker sahen sich denn auch zu einem scharfen korporativen Protest veranlasst („Liberté pour l'histoire“), der in der Zeitung „Libération“ (13. 12. 2005) abgedruckt wurde und so manche bedenkenswerte Klarstellung enthält: *„L'histoire n'est pas une religion. L'historien n'accepte aucun dogme, ne respecte aucun interdit, ne connaît pas de tabous. Il peut être dérangent. L'histoire n'est pas la morale. L'historien n'a pas pour rôle d'exalter ou de condamner, il explique. L'histoire n'est pas l'esclave de l'actualité. L'historien ne plaque pas sur le passé des schémas idéologiques contemporains et n'introduit pas dans les événements d'autrefois la sensibilité d'aujourd'hui. L'histoire n'est pas la mémoire.“* Allerdings konnte der Trend zur Juridifizierung des Geschichtsbildes nicht vollständig aufgehalten werden. Zum Themenkomplex auch Winfried Schulze, Erinnerung per Gesetz oder „Freiheit für die Geschichte“? In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 59 (2008), S. 364–381, und – politisch – Hannes Hofbauer, Verordnete Wahrheit, bestrafte Gesinnung. Rechtsprechung als politisches Instrument (Wien 2011).

8 Siehe u. a. Konrad H. Jarausch–Martin Sabrow (Hrsg.), Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt (Frankfurt/New York 2002); Katrin Hammerstein (Hrsg.), Aufarbeitung der Diktatur – Diktat der Aufarbeitung? Normierungsprozesse beim Umgang mit diktatorischer Vergangenheit (Göttingen 2009).

Menschheitsgeschichte, desto besser offenkundig die Aussicht, die Einmaligkeit der NS-Verbrechen aufzuweichen. Globalisierung relativiert nationale Schuld. Kein Staat scheint bei näherem Hinsehen mehr unschuldig, jeder hat seine „Leichen im Keller“: Kolonialismus, Sklaverei, die Ausrottung indigener Bevölkerungen, die Unterdrückung von Minderheiten etc.⁹ Ob die aggressive Ausfuhr westlicher Freiheitswerte und Geschichtsbilder in alle Welt, selbst wenn sie in die Konsumannehmlichkeiten der kapitalistischen Massenkultur verpackt sind, nicht eine Art „Neokolonialismus“ darstellt, wird bei so viel Freude an wohlfeiler Selbstkritik gar nicht mehr gefragt.

Der französische Philosoph Pascal Bruckner hat von einer „Hitlerisierung der Geschichte“ gesprochen. Untaten auch der weiter zurückliegenden Vergangenheit werden in rituellen Entschuldigungen von Staatsoberhäuptern und religiösen Führern, durch Errichtung von Mahnmalen oder Gedenkstätten, Anbringung von Gedenktafeln, Blumen- und Kranzniederlegung oder eilfertige Gedenkminuten im Handumdrehen externalisiert. Die Erinnerungskultur des Westens ist eine ganz und gar „viktimologische“, also opferzentrierte.

Allerdings: Jeder Selbstankläger möchte in Wahrheit Opfer sein oder sich zumindest im gemeinsamen Gedenken mit den Opfern verbinden. „*Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung*“, philosophierte schon der deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker. Es ließe sich freilich auch von Ablasshandel sprechen. „*Gedenken heißt exorzieren.*“ (P. Bruckner) Endlich kennt die harmonisierte Geschichte keine Sieger und Verlierer mehr, nicht einmal Täter, sondern ausschließlich Opfer!¹⁰ „Opferkonkurrenz“ herrscht daher nicht nur an den Verteilungstöpfen des ausgelaugten Wohlfahrtsstaates, sondern auch in der Geschichte.

Selbst die Deutschen, die sich in einer gefährlichen Mischung aus Ironie und Selbstlob gerne als „Weltmeister der Vergangenheitsbewältigung“ oder „Olympioniken der Betroffenheit“ sehen, von der „Tugendrepublik Deutschland“ sprechen und dafür Orte schwärzester Verbrechen zum „Weltkulturerbe“ anmelden, meinen vor diesem Hintergrund ihre säkulare Schuld soweit abgearbeitet zu haben, dass sie den moralischen Zeigefinger gegen andere erheben¹¹ und ihre eigenen Opfer zum Thema machen dürfen¹².

9 Pascal Bruckner, *Der Schuldkomplex. Vom Nutzen und Nachteil der Geschichte für Europa* (München 2008); Rudolf Burger, „Hitler ist zum Pornostar geworden“. Die ZEIT (30. 8. 2012). Henry Rousso, *Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses*. In: *Zeitgeschichte online* <http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208268/default.aspx> [12.2.2013]. Vgl. auch die Entschliebung des Europäischen Parlaments vom 2. April 2009 zum Gewissen Europas und zum Totalitarismus.

10 Ulrike Jureit–Christian Schneider, *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung* (2. Aufl. Stuttgart 2011).

11 Joseph Joffe, Die ZEIT (12. 5. 2011): „*Deutschland ist wieder Großmacht, jedenfalls eine moralische. Der mahrende Zeigefinger ist heute so deutsch wie es einst Pickelhaube und Knobelbecher waren.*“

12 Es ist offensichtlich, dass „Wiedervereinigung“ und Wiederherstellung der deutschen Souveränität in der Bundesrepublik auch zu einem neuen Geschichtsverständnis geführt haben, das nicht mehr nur die Zeit des Nationalsozialismus und deren „Vorgeschichte“ ab 1870 thematisiert. Ob es sich um eine „Normalisierung“ handelt, bleibt abzuwarten. Nationales „Wiedererwachen“ als täppische „Wir sind wieder wer“-Attitüde scheint überaus problematisch, mehr noch eine rechtskonservative Schlussstrichdiskussion wie bei Thorsten Hinz, *Die Psychologie der Niederlage. Über die deutsche Mentalität* (Berlin 2010).

Nicht die Geschichte selbst, sondern der Umgang mit ihr ist heute nämlich – vergleichbar der Resozialisierung von Straftätern – der Maßstab für „Europaverträglichkeit“. Das Auf- und Gegenrechnen kann beginnen: Die belgische Kolonialherrschaft im Kongo, der Stalinismus, die „Armenienpolitik“ des Osmanischen Reichs, die Terrorherrschaft der Roten Khmer usw. liefern hinreichend Zahlenmaterial für Moralarithmetik.

Geschichte im Optativ

Aufs Ganze gesehen gleicht der Blick in die Vergangenheit nach der „ethischen Wende“¹³ also einem emotionalisierten und emotionalisierenden, ja regelrecht moralisierenden Erinnerungs- und Gedenkdienst. Aktives politisches Handeln trägt heute die Erbsünde potenzieller Schuldhaftigkeit in sich und scheint so nahezu unmöglich geworden, dafür ist das Gefühl (als Kompetenzersatz) das Maß aller Dinge. Das äußerliche Gut-sein-Wollen hat manische Züge angenommen. Selbst der Service-Staat, der kaum noch etwas von seinen Bürgern (oder „Kunden“?) zu fordern wagt, wird im Zeitalter der Betreuungsgesellschaft mehr und mehr zum Sandkastenquerelen schlichtenden Kindergärtner.

Indes: Die popularisierte Gedenk- und Erinnerungskultur mit peinlichem Eventcharakter („Erinnerungsindustrie“), der es – da sie gedenkpolitischen Gegenwartsimpulsen gehorcht – nicht um analysierende Aufarbeitung, sondern um sich einfühlende, empathische und „moralisierungsfähige“ Geschichte geht, verträgt sich schlecht mit dem kritischen Anspruch der Geschichtswissenschaft, die doch „geprüfte Erinnerung“ sein, „Meistererzählungen“, also ins kollektive Gedächtnis abgesunkene Geschichtsmymen, hinterfragen will. Berufene bezeichnen denn auch die Geschichte als Feindin der parteiischen Erinnerung und des sentimentalen Gedenkens¹⁴.

Härtere Zeiten bedingen mittlerweile zwar vereinzelte Attacken auf die allgemeine Larmoyanz und die „Verkleisterung der Geschichte durch Pathos und Sentimentalität“ (U. Jureit). Leider zeigt aber selbst der professionelle Historiker Scheu, gegen die zum *perpetuum mobile* gewordene Gedenk- und Jubiläumsmaschinerie aufzubegehren, denn sie liefert die letzten Anlässe, bei denen er noch aus seinem ramponierten Elfenbeinturm heraustreten und in das wärmende Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit eintauchen kann.

13 Aleida Assmann, *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik* (München 2006); dies., *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung* (München 2007).

14 Die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien versteht sich selbst als „jene Einrichtung, an der das Gedächtnis der Gesellschaft untersucht und kritisch weiterentwickelt wird.“ Vgl. auch Egon Flaig, *Kinderkrankheiten der Neuen Kulturgeschichte*. In: Rainer Maria Kiesow-Dieter Simon (Hrsg.), *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft* (Frankfurt/New York 2000), S. 26–47, hier S. 45: „Die planmäßige Auflösung des Faches Geschichte in das ‚kulturelle Gedächtnis‘ wäre das Ende ihrer Wissenschaftlichkeit.“ Zum Erfordernis der „Moralisierungsfähigkeit“ der Vergangenheit im Zeitalter der Medialisierung vgl. auch Klaus Große Kracht, *Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945* (Göttingen 2005), S. 14.

Die „Vergangenheitsbenutzung“ beschränkt sich dabei gar nicht mehr auf Entrüstungs- und Betroffenheitsrhetorik, sondern ist zur offensiven Rache an der Geschichte übergegangen. Die kindliche Unzufriedenheit mit der oft unbequemen Vergangenheit – auch der weiter entfernten – bleibt nicht bei der Be- und Verurteilung nach den verinnerlichten Maßstäben der eigenen Gegenwart stehen, sondern mündet in den verzweifelten Wunsch, die Geschichte unter Berufung auf das Recht zu Beschwerde und Gegendarstellung regelrecht umzuschreiben. Skandalisierung, „Tribunalisierung“ – die Übertragung von Lösungskompetenz an tatsächliche Gerichte oder unter das Richtschwert moralischer Instanzen – und ein leidenschaftlicher Bestrafungswille sind gesamtgesellschaftliche Phänomene geworden und verschonen selbstverständlich auch den Umgang mit Geschichte nicht¹⁵.

Angebliche „Helden“, an die in unseren Breiten ohnedies längst niemand mehr glaubt¹⁶, werden entlarvt, Straßen umbenannt, Denkmäler am besten umgestoßen, Justizopfer selbst der Frühen Neuzeit staatlicher Rehabilitierung anempfohlen¹⁷, traditionelle Bewertungen nicht bloß kritisch geprüft, sondern unter abenteuerlichen Verrenkungen bis zur Karikatur umgewendet¹⁸. Man fühlt sich ein wenig an die auch vor brutalen Textverstümmelungen nicht zurückscheuenden „aktualisierenden“ Eingriffe moderner Inszenierungen in Bühnenklassiker erinnert, doch kann es in einer Wissenschaft keine Freiheit der künstlerischen Gestaltung geben.

Keine Diskussion großartiger antiker, mittelalterlicher oder frühneuzeitlicher Architektur ohne Hinweis auf den menschlichen Preis, kein Blick in das „Feudalzeitalter“ ohne missbilligendes Kopfschütteln über vergangene Sozialstrukturen und Unterstellungsverhältnisse. Unschöne Begriffe wie die „deutschen Befreiungskriege“ gehören der naiven Emendation. Ob „antinapoleonische Kriege“ aber nicht noch viel unfreundlicher klingt? *„Wie ein Mörder, der die Spuren seines Verbrechens zu verwischen versucht, hat Europa damit begonnen, seine Vergangenheit reinzuwaschen. Sie wird gescheuert, poliert, abgebeizt, umgeformt oder einbalsamiert. [...] Bald werden tugendhafte Bürgerkomitees beantragen, unsere Straßen umzubenennen und die Namen der teuflischen Könige, Fürsten und Militärs zu streichen, die Blut an ihren Händen haben – und das sind ja wohl alle.“*¹⁹

15 Vgl. auch Bernhard Schlink. Die Kultur des Denunziatorischen. In: Merkur 65 (2011), S. 473–486.

16 Reinhard Johler, Warum haben Österreicher keinen Bedarf an Nationalhelden? In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 100 (1997), S. 185–222.

17 Hubert Christian Ehalt, Rehabilitierung des Demokraten der ersten Stunde. Die Presse (28. 6. 2010, Wiener Vorlesungen). Ernster zu nehmen ist die anhaltende Diskussion um die „Rehabilitierung“ von Jan Hus.

18 Der 200. Wiederkehr des einstigen „Heldenjahres“ 1809 hat man auf der Schallaburg, dem Zentrum der niederösterreichischen Landesausstellungsindustrie, ausgerechnet durch eine unkritische Napoleon-Schau französischer Inspiration Rechnung getragen.

19 Bruckner, Schuldkomplex (wie Anm. 9), S. 102 f. Vgl. auch die Akademierede von Pierre Nora, Discours sur la vertu (30. 11. 2006): <http://www.academie-francaise.fr/discours-sur-la-vertu-seance-publique-annuelle-12> [12. 2. 2013]. Eine Art globales „Wahrheitsministerium“ Orwellschen Zuschnitts scheint im Aufbau. Auch traditionelle Kinderbücher werden mittlerweile sprachpolizeilich untersucht. Ulrich Greiner, Die kleine Hexenjagd. Die ZEIT (17. 1. 2013).

Die Todsünde des Historikers, der Anachronismus, die aggressive Unfähigkeit zu „historisieren“, ist erinnerungskulturell offensichtlich eine Tugend²⁰. Geschichte muss so verstanden nicht mehr zeigen, „wie es eigentlich gewesen“, sondern darf sich auch wünschen, „wie es hätte sein sollen“: „*Geschichte im Optativ*“ (A. Assmann) eben. Der durch Abwesenheit von Wissen entstandene Freiraum wird bereitwillig mit moralischer Wertung und subjektiver Empfindung gefüllt.

Der Einfluss des akkusatorischen Aufdeckungsjournalismus hat die Beschäftigung mit der Vergangenheit längst erreicht. Jenseits der NS-Zeit aber, der *sine ira et studio* gegenüberzutreten gerade Deutschen und Österreichern nicht ansteht, ist der „Blick zurück im Zorn“ mit bezichtigenden Rundumschlägen meist peinlich und jedenfalls wenig hilfreich²¹.

Selbst Auftragshistoriker im Dienste der europäischen Einheit und Wertegemeinschaft schießen wohl über das angesichts verstörender Neo-Nationalismen doppelt lobenswerte Ziel, wenn sie in dem Bemühen, Nationalstaatliches endgültig aufzulösen und ein neues gesamteuropäisches, nationenübergreifendes „Geschichtsbild“ zu konstruieren, nur das Gemeinsame und das Versöhnliche beschwören, „das Böse“ aber – blutige Kriege und alte Feindbilder – aus der mörderischen Geschichte unseres Kontinents hinausschreiben wollen.

Nationalmuseen werden heute – wo sie überhaupt bestehen – zu „Häusern der Begegnung und der Toleranz“, in denen alles und jeder seinen Platz haben muss. Sie wollen nicht Wissen, sondern letztlich Werthaltungen vermitteln. Das Ergebnis solch gutgemeinter Drahtseilakte wird dann, wie im Fall des Deutschen Historischen Museums in Berlin, als „*kühl bis zur Geschichtslosigkeit*“ und „*steril bis zur Provokation*“ kritisiert²².

So harmoniesüchtig und schönfärberisch geht es aber nicht überall her. Wer den anglo-amerikanischen Raum und vor allem Russland²³ beobachtet, weiß, dass Geschichte dort in erstaunlichem, für den gelernten Mitteleuropäer sogar befremdlichem Maße einen ganz anderen, nämlich ihren altüberkommenen Stellenwert der Selbstglorifizierung und der positiven Gegenwartserhellung behalten hat. Lustvolles Hervorstreichen eigener Schuld und eigenen Misserfolgs sind in solchen Traditionen nicht konstitutiv für die historische Erinnerung. Auch die stolze Türkei verweigert den offensiv geforderten Anschluss an die westliche Entschuldigungskultur.

Starkes Nationalbewusstsein gründet üblicherweise auf dem unhinterfragten Ruhm (oder Elend) einer heroisch betrachteten Vergangenheit, die ohne Rücksicht

20 Ernst Hanisch, „Selbsthaß“ als Teil der österreichischen Identität. In: *Zeitgeschichte* 23 (1996), S. 136–145, hier S. 141: „*Die Unfähigkeit, Handlungsspielräume, strukturelle Zwänge und Motivation der Menschen in einer bestimmten historischen Situation konkret zu analysieren, dafür aber die selbstgerechte Rückprojektion der gegenwärtigen Zeitstimmung, des aktuellen Diskurses, der eigenen individuellen Befindlichkeit auf die Vergangenheit.*“

21 Z. B. Hannes Leidinger et al. (Hrsg.), *Das Schwarzbuch der Habsburger. Die unrühmliche Geschichte eines Herrschereschlechts* (Wien/Frankfurt 2003); Marianne Enigl–Christa Zöchling, *Sarajevo Revisited: 100 Jahre Erster Weltkrieg*. PROFIL Nr. 35 (28. 8. 2012).

22 *Die ZEIT* (8. 6. 2006).

23 Christian Volk, *Von Stalin und anderen Helden*. *Neue Zürcher Zeitung* (8. 10. 2012).

auf tatsächliche Brüche als Kontinuum gedacht wird. Im vormodern-traditionalistischen Großbritannien und manchen renationalisierten Staaten des Ostens bleiben denn auch „große Männer“, Ruhm und nationale Ehre selbstverständlicher Teil des Geschichtsbildes, nicht nur des populären. Hier flüchtet man, so scheint es bisweilen, nicht wie bei uns vor der Geschichte, sondern just vor der weniger rosigen Gegenwart in die Vergangenheit. Der Stellenwert der Geschichte und somit auch der Geschichtswissenschaft im öffentlichen Raum und im öffentlichen Diskurs ist daher ein ganz anderer. Wo es keine politisch-moralische „Stunde Null“ gibt, darf Geschichte umso eher eine Art „Leitwissenschaft“ bleiben, deren Produkte sich sogar verkaufen²⁴. Sie dient dort der Legitimierung, nicht der (Selbst-)Delegitimierung wie in unseren Breiten. Denn wer bei uns den Firnis von Institutionen abkratzt, zu tief gräbt oder sich zu sehr in die Familiengeschichte vertieft, stößt nur allzu rasch auf unliebsame Spuren nationalsozialistischen Unrats. Wer geschickt ist, macht freilich selbst die Auseinandersetzung mit der eigenen „NS-Vergangenheit“ zum Werbeinstrument.

Österreich – „ein republikanisches Museum der Habsburgermonarchie“?

„Geschichte? Haben wir nicht. Kennen wir nicht. Brauchen wir nicht.“

Robert Menasse

Die Geschichte Österreichs als Staat – nicht seiner äußerst stabilen Bausteine, der Länder – weist, wie sich alleine schon an den einschneidenden Grenzveränderungen der letzten 100 Jahre ablesen lässt, ein Übermaß an traditions(zer)-störenden, ja regelrecht traumatisierenden Brüchen und Identitätswechsellagen auf. Der wohl nie ganz verarbeitete Übergang vom Großmachtstatus zur kleinen Alpenrepublik 1918, nicht in friedlichem Zerfall, sondern in der selbstverschuldeten Katastrophe des Ersten Weltkriegs, und mehr noch die engagierte Beteiligung an den Menschheitsverbrechen des Nationalsozialismus machen die Erinnerung gerade an die stets besonders wirkmächtige jüngere Vergangenheit zur akuten Belastung, der man lange durch Selbsttäuschung entfliehen wollte.

Geschichtsblindheit

Nicht Stolz, sondern Scham ist die angemessene Gefühlslage, in der wir zurückblicken, „Vergangenheitsbewältigung“, der Wunsch nach Überwindung schmerzlicher Vergangenheit, nicht umsonst ein deutscher Spezialausdruck. Der lange kultivierte Opferstatus Österreichs und die „Selbstverzwergung“ nach 1945²⁵ machten die schändliche jüngere Vergangenheit wohl erträglicher, aber noch lange nicht attraktiv. Es ist letztlich die „historische Leistungsbilanz“, die

24 Barbara Korte–Sylvia Paletschek (Hrsg.), *History goes pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres* (Bielefeld 2009); Wolfgang Hardtwig–Alexander Schug (Hrsg.), *History Sells!* (Stuttgart 2009). In Krisenzeiten wächst der Geschichte manchmal auch wieder eine Art Ratgeberfunktion zu, wie jüngst sogar für die nicht eben breitenpopuläre Wirtschaftsgeschichte konstatiert.

25 Zu entsprechenden Folgen in der Historiographie vgl. u. a. Michael Hochedlinger, *Abschied vom Klischee. Für eine Neubewertung der Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit*. In: *Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit* 1 (2001), 9–24.

erinnerungsfreudige von vergessensfreudigen Nationen scheidet. Wer spricht im Angesicht einer „Vergangenheit, die nicht vergehen will“, hierzulande schon in positiver Stimmung vom „historischen Erbe“ wie die Briten und die in ihrem einst großen Geschichtsstolz allerdings bereits erheblich angegriffenen Franzosen von „national heritage“ oder „patrimoine national“? Eher ist von der „Last“ oder der „Hypothek“ der Vergangenheit die Rede, die „aufgearbeitet“ werden muss. „Geschichte sein“ heißt bei uns so viel wie abgehakt, erledigt sein, doch kennt immerhin der Journalismus auch „historische Ereignisse“ im Sinne von „groß“ und „bedeutend“, meist allerdings nur im Bereich des Banalen – im Sport und in der Tagespolitik.

Mit einem Wort: Das schwarze 20. Jahrhundert fungiert als eine Art Filter, der uns den Blick auf die weiter zurückliegende Vergangenheit trübt und zum Teil geradezu verstellt. Dem historischen Verständnis als Wissen um das „Gewordensein“ kann diese Kurzsichtigkeit nicht frommen. Die Geschichte unseres Raumes und seiner jahrhundertealten Bindungen, die „ganze Geschichte“ also, ist den meisten ein fremdes Land geworden, dem sie genauso verständnislos gegenüberstehen wie der durchsäkularisierte Kirchenbesucher der christlichen Ikonographie oder der entbildete Kunstmuseumstourist den von ihm begafften Kunstwerken. Zwischen dem Bildprogramm der Sixtinischen Kapelle und steinzeitlicher Höhlenmalerei verschwimmt jeder Unterschied.

Dem durchschnittlichen Österreicher liegt heute Dubai näher als Lemberg oder sogar Pressburg. Denn die Beziehungen zu den übrigen „Nachfolgestaaten“ sind durch die Expansion unter dem Hakenkreuz moralisch und schließlich politisch und faktisch durch den Eisernen Vorhang über Jahrzehnte gekappt worden. Die österreichische Geschichtswissenschaft reagierte nach 1945 mit einer exzessiven Westorientierung. Die Deutungshoheit über die Geschichte der Habsburgermonarchie, ein scheinbar herrenloses Erbe, überließ man zu einem erheblichen Teil US-amerikanischen, britischen und auch französischen Historikern. Die vergleichsweise provinzielle Geschichte nach 1918 machte der heimischen Forschung dagegen niemand streitig.

Selbst heute noch durchzieht viele Köpfe, leider auch im Bereich der Medien²⁶, eine Art mentaler „Eiserner Vorhang“. Welche Chancen mitteleuropäischer Zusammenarbeit hier durch fehlendes Interesse und arrogante Sprachkenntnis vertan oder zumindest nicht voll ausgeschöpft wurden und werden, ist offensichtlich. Längst haben uns vor allem tschechische und ungarische Historiker bei der Aufarbeitung der gemeinsamen Vergangenheit überholt.

Geschichte finden „Geschichtsblinde“ nur auf Zuruf oder verdinglicht im Museum. In jenem Vakuum, das durch fehlendes historisches Bewusstsein entsteht und in dem daher keine ernstzunehmenden Fragen an die Geschichte gestellt werden, metastasiert böseartig das vordergründige Interesse am Kuriosen, Randständigen oder gar Abseitigen. Es ist nicht viel anders als im Geschichtstourismus, der in historischen Gebäuden am liebsten die Küchen und Aborte zeigt oder überhaupt naserümpfend das Fehlen sanitärer Anlagen hervorstreicht: Unsere

26 Heide Pils, Der kleine Horizont des ORF. Der Standard (14. 3. 2012).

Ahnen wuschen sich nicht nur kaum, sie waren auch körperlich kleiner, starben jung und schliefen aus Angst vor dem Erstickungstod aufrecht. Durch solcherlei Reiseführerweisheiten gestärkt kann jeder Besucher mit dem Gefühl nach Hause zurückkehren, dass es Fortschritt in der Geschichte sehr wohl gibt.

Mozartkugeln – Sängerknaben – Lipizzaner

Es ist ein betrübliches Paradoxon, dass Österreich, das so stark vom imperialen Glanz einer weiter zurückliegenden Vergangenheit lebt, von dieser eigentlich nichts wissen will und daher auch jenseits des touristischen Zuckergussklischees nichts weiß. Ein ehrlicher Mittelweg zwischen republikanischer Traditionspflege und einem vernünftigen Umgang mit dem omnipräsenten, aber dennoch völlig entfremdeten Erbe der Donaumonarchie scheint bislang nicht gefunden, obwohl doch die glänzendsten kulturellen (also auch archivalischen) „Kronjuwelen“ heute noch in Wien zu bestaunen sind und eine permanente Auseinandersetzung förmlich erheischen²⁷.

Trifft die Allgegenwart von Geschichte auf mentale Geschichtslosigkeit, wird also die (anders als in Deutschland nicht weggebombte) Großmachtarchitektur der Kapitale zur bloßen Theaterkulisse, die Wiener Innenstadt (von Salzburg ganz zu schweigen) zum „Museumscluster“²⁸, dann ist jene „Operettenstaatlichkeit“ nicht ferne, die einer Republik und ihrer Staatsästhetik im zu groß geratenen monarchischen Gewand ohnedies fast zwangsläufig droht. *„Geschichte ist für uns die herzeigbare geerbte Kultur“*, sagt Robert Menasse. *„Österreich hat sich von seiner Geschichte abgeschottet und versucht dennoch von seiner Musealität zu leben.“*²⁹

Die Geschichte vor 1918 ist bei uns bestenfalls touristische Folklore, sieht sich der Trivialisierung durch Schönbrunn BetriebsGesmbH³⁰ und dilettierende

27 In seinen drei „historischen“ Abteilungen, deren Bestände in der Regel mit dem Zusammenbruch der Monarchie 1918 schließen, ist das Österreichische Staatsarchiv denn auch ein „Staatsarchiv ohne Staat“, wie das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin einmal treffend genannt wurde. Der Archivsprengel dieser Abteilungen ist die untergegangene Habsburgermonarchie. Nur die Abteilung „Archiv der Republik“ kann, wie der Name ausweist, „Gedächtnisspeicher“ des heutigen Österreich sein. Bei den anderen Gebietskörperschaften stellt sich dieses Identitäts- und damit Identifikationsproblem nicht, da ihre Sprengel bekanntlich auf große Kontinuität zurückblicken.

28 Den Heldenplatz als Freiluftmuseum österreichischer Geschichte wünscht sich nun Anton Pelinka, Auf zur Heldendämmerung. Die ZEIT (Österreich) (25. 10. 2012).

29 Ewald König, Minderwertigkeitskomplex und Größenwahn. Die Presse (6. 5. 1995); Robert Menasse, Das war Österreich. Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften (Frankfurt/Main 2005), hier S. 40, 71, 262, die Kapitelüberschrift auf S. 261.

30 Die „Schaffung eines Museums über die Geschichte der Habsburger im Schloss Schönbrunn“ (Imperial Austria) war vielsagenderweise Teil des Regierungsprogramms 2007, Sektion „Tourismus- und Freizeitwirtschaft“. Das Problem „Haus der Geschichte“ figurierte dagegen unter der Rubrik „Verantwortungsbewusster Umgang mit der Vergangenheit“. Das Habsburgermuseum („Habsburg-Land“) beschränkte sich am Ende auf eine virtuelle Text-Bild-Präsentation mit teilweise sehr einseitiger „Quellengrundlage“ und wohl zu prononcierten Werturteilen (www.habsburger.net). Vgl. Andrea Brait, Museale Einrichtungen als Wirtschaftsfaktor. Eine Analyse unter besonderer Berücksichtigung der Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsgesellschaft. In: Christoph Kühberger–Andreas Pudlat (Hrsg.), Vergangenheitbewirtschaftung. Public History zwischen Wirtschaft und Wissenschaft (Innsbruck etc. 2012), S. 139–158.

Journalisten ausgeliefert. Konsensfähige Geschichte als republikanische Erfolgs-story beginnt erst 1945 oder noch besser 1955. Solche Identitätsstörungen sind auch durch ein Politikum wie das „Haus der Geschichte“, das letztlich wenig über ein „Haus der Zeitgeschichte“ hinausführen wird, nicht zu beheben³¹. Der neurotisch verkürzte Blick in die Geschichte scheint also fest einzementiert. Auch die ebenso grässlichen wie lachhaft winzigen „historischen Abteilungen“ unserer Buchhandlungen bieten dem Trauerspiel von Geschichtslosigkeit und Geschichtsverweigerung eine Bühne: Zwischen introspektive Zeitgeschichte, seichte Biographie und übelsten Habsburg-Kitsch passt buchstäblich kein Blatt Papier.

Die bestehende Museumslandschaft ist kein Korrektiv; sie enthistorisiert sich immer mehr. Ehemals historische Museen wollen jetzt krampfhaft Kunst- oder Kunstmuseen sein und ändern zu diesem Zweck auch den gut eingeführten Namen. Traditionsreiche Landesmuseen reduzieren ihre historischen Schauräume zugunsten drittrangiger Kunst und unverfänglicher Naturkunde. Selbst primär historische Ausstellungen nehmen – offensichtlich ein internationales Phänomen – vermehrt den Charakter von Kunstausstellungen an, auch um den Preis grober Wirklichkeitsverzerrung³². Es zählt nicht der Zusammenhang, sondern das einzelne Objekt.

Die „Kulturnation Österreich“ ist letztlich eine geschichtsvergessene, ja geschichtsfeindliche Nation, die sich am liebsten – wir lassen die groteske Dramatisierung und Heroisierung des Sports hier beiseite – in die vermeintlich überzeitliche und übernationale Kunst³³, insbesondere in die „unschuldige“ Musik, flüchtet. „Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist“, lautet das traditionelle Motto des historischen Wunschkonzerts³⁴.

Kurzum: Es fehlt an einer natürlichen, tiefer verwurzelten „Geschichtskultur“, der Rückbindung von Gegenwart und Lebenspraxis an die Vergangenheit. Radio und Fernsehen spiegeln – öffentlich-rechtlicher Bildungsauftrag hin oder her – diesen Eskapismus natürlich wider, übrigens in deutlichem Gegensatz zu einer gegenläufigen internationalen Entwicklung. Zwischen garantiert menschenfreien ästhetisierenden Tier- und Naturfilmen und dem Neujahrskonzert bleibt praktisch kein Raum für die Geschichte, deren akademische Vertreter im österreichischen

31 Jüngst wird sogar das Wien-Museum als „Haus der Republik“ angedacht (!): Kronenzeitung (5. 12. 2012). Zum Problem der Parteipolitisierung der Zeitgeschichtsforschung in Österreich vgl. etwa Ernst Hanisch, Die Dominanz des Staates. Österreichische Zeitgeschichte im Drehkreuz von Politik und Wissenschaft. In: Alexander Nützenadel (Hrsg.), Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa (Göttingen 2004), S. 54–77.

32 Sebastian Preuss, Alles auf Kunst. Die ZEIT (18. 10. 2012).

33 Offensichtlich ein „altösterreichisches“ Dekadenzphänomen. „In kaum einer Stadt Europas war nun der Drang zum Kulturellen so leidenschaftlich wie in Wien. Gerade weil die Monarchie, weil Österreich seit Jahrhunderten weder politisch ambitioniert noch in seinen militärischen Aktionen besonders erfolgreich gewesen, hatte sich der heimatische Stolz am stärksten dem Wunsche einer künstlerischen Vorherrschaft zugewandt.“ Stefan Zweig, Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers (Taschenbuchausgabe Frankfurt/Main 1981), S. 26.

34 „Die Musik war, als unpolitischste Kunst, schon immer der Weg der Befreiung und die Katharsis der österreichischen Seele gewesen.“ Claudio Magris, Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur (Wien 2000), S. 202.

Radio immerhin noch wochentags – wohl nicht umsonst am Sendeplatz des älteren Semestern noch vertrauten „Betthupferls“ – in mehr oder minder leicht verdaulichen Fünfminutenhäppchen die Stimme erheben dürfen³⁵.

Dabei sind Fernsehen und Kino die eigentlichen Historienmaler unserer Zeit, denn sie stellen die „Grundversorgung mit Geschichtsbildern“ her („Televisualisierung der Geschichte“). Seit der Kampf „Kinosessel gegen Schulbank“ entschieden, die Hierarchie der Vermittlungsinstanzen durcheinandergeraten, mithin das Deutungsmonopol der Wissenschaft verspielt ist, scheint mehr noch als der popularisierende Journalist der Schauspieler als publikumswirksamster aller „Stars“ berufen, Geschichte für einen breiten Empfängerkreis zu „konkretisieren“. Die Gefahren einer zur „gewussten Geschichte“ in Fundamentalopposition stehenden erfüllten oder gar erfundenen Geschichte liegen auf der Hand.

Die Bedenken wiegen umso schwerer, als sich Dokumentation und Spielfilm immer mehr zugunsten letzterer Präsentationsform annähern und durch Fiktionalisierung vollends ins „Fantasy-Genre“ kippen können. Der ergreifende Zeitzeuge und, wenn die zeitliche Distanz doch zu groß ist, dilettantische Kammerpiel-szenen mit schief sitzenden Perücken haben die schwer verdauliche Analyse des Wissenschaftlers abgelöst. Nicht umsonst spricht man vom „Doku-Drama“: Erzählen statt erklären, erleben und staunen statt erfassen und verstehen, Menschen statt Strukturen³⁶. Die eigentlichen Fachleute werden zu Statisten, die die vom Skript vorgegebene Marschrichtung nur noch durch die von ihnen verströmte professorale Langeweile legitimieren sollen. Auch wenn die breitenwirksamen Medien vielleicht wirklich keine Komplexität vertragen, sollten wir uns dennoch vermehrt und aktiv in neue Darstellungsformen einschalten, wie es unsere anglo-amerikanischen Kollegen seit langem tun. Die Ausbildung müsste sich darauf einstellen. Denn Schreiben ist nicht mehr genug. *„Alle Zeiten der menschlichen Geschichte drängen sich heute danach, endlich zur Fernsehserie zu werden.“*³⁷

Orchideenwissenschaft im Sprachschungel?

„Es liegt in der Natur der Sache, daß wir uns die Definition unserer Wissenschaft und die Regel ihres Verfahrens nicht leihweise aus anderen Wissenschaften entnehmen. Denn wir würden damit unter deren Norm treten und von deren Methoden abhängig werden.“

Johann Gustav Droysen, Historik

35 Wendet sich der ORF dennoch der Geschichte zu, dann ist man – wie im Falle der besonders peinlichen Serie „Die Royals“ (2012) – rasch zu der Einsicht bekehrt, er hätte es besser bleiben lassen. Der Gerechtigkeit halber muss auch auf das insgesamt sehr gelungene und entsprechend erfolgreiche Unternehmen „Österreich I“ bzw. „Österreich II“ von Hugo Portisch in den 1980er Jahren verwiesen werden. Die Banalisierung einer widerwärtigen Vergangenheit zur kribbelnden Geisterbahnfahrt durch das deutsche Zeitgeschichte-TV (und mittlerweile auch durch das Kino) wird stark kritisiert: Jens Jessen, Gute Zeiten für Hitler. Die ZEIT (11. 10. 2012).

36 Wulf Kansteiner, Dabei gewesen sein ist alles. Die ZEIT (29. 12. 2011). Nur der Spielfilm bietet, so scheint es, die benötigten Identifikationsmöglichkeiten. So hat die Fernsehserie „Holocaust“ 1978/79 in kürzester Zeit mehr bewirkt als jede wissenschaftliche Aufklärung.

37 Andreas Kilb, Aus der Kindheit der Kathedralen. Frankfurter Allgemeine Zeitung (15. 11. 2010).

Geschichtsverdrossenheit hat nicht nur mit dem oft wenig erquicklichen Gegenstand zu tun, der insbesondere den Zeithistoriker ausgerechnet in einer infantilen Spaßgesellschaft zum moralinübersäuerten „Priester der schlechten Laune“ machen muss, sondern auch mit einer innerwissenschaftlichen Transformation, die im deutschsprachigen Raum mehr als anderswo die Beziehung zwischen Fachhistoriker und Lesepublikum fast vollständig gelockert hat. Längst vorbei ist die Zeit, da geschichtswissenschaftliche Arbeiten zur Nationalliteratur rechneten. Akademische Federn bzw. Tastaturen schreiben fast nur noch völlig durchsubventionierte Bücher, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit erscheinen. Die auf sich selbst zurückgeworfene, weil ohne echte gesellschaftliche Anbindung bleibende akademische Geschichte ist in unseren Breiten eine wahre Orchideenwissenschaft, ja eine Wissenschaft, die sich selbst im Weg steht.

Historiker mit Heiligenschein

Themenwahl und Darstellungsform spielen hier unglücklich zusammen. Der Interessenradius des Historikers hat sich bis zum „Vagabudentum“ (F. Furet) erweitert – eine Folge der endgültigen Absetzung der nationalistisch instrumentalisierten (und damit erheblich diskreditierten) „politischen Geschichte“ als ehemaliger Königsdisziplin, aber auch jener Sogwirkung, die die sukzessive Enthistorisierung anderer Wissenschaften nach dem Ende des Historismus erzeugt hat³⁸.

Der aus der Konsumforschung bekannte „Heiligenscheineffekt“ verführte spätestens mit der sozialromantisch-antiautoritären 68er-Bewegung im Gegenschlag gegen den Missbrauch der Geschichte durch die Mächtigen viele Historiker dazu, ihren Untersuchungsgegenstand überwiegend nach moralisch-weltanschaulichen Maßstäben und mit emanzipatorischer Zielsetzung auszuwählen und abzumessen: Gute Themen, schlechte Themen, „linke“ Themen, „konservative“ Themen, kleingeistige Themen, weltbürgerliche Themen.

Basidemokratische Herrschaftskritik und schließlich mehr und mehr auch die dezidierte Aufwertung des Marginalen und Verdrängten, der Unterschichten, Schwachen, Unterdrückten, kurzum der Verlierer des historischen Prozesses, sind seitdem angesagt³⁹. Die früher typische primitivdarwinistische Identifizierung mit dem Starken, dem Sieger, hat sich in ihr Gegenteil verkehrt. Die Reaktion auf die absolute Kulturschande der Jahre 1933–1945 musste wie in der Kunst zu einem „auf den Kopf gestellten Kanon“ führen. „Was geächtet war, wurde nun kanonisiert.“⁴⁰ Widerstand gegen etablierte Ordnung und Autorität in der Geschichte

38 Reinhart Koselleck, Wozu noch Historie? In: Historische Zeitschrift 212 (1971), S. 1–18, hier bes. S. 2 f.

39 Dass der in den ehemaligen NS-Täterstaaten auch heute noch besonders virulente Elitenhass und der populistische „Kult des kleinen Mannes“ recht zweifelhafte Erbstücke des Nationalsozialismus sind, hat insbesondere der deutsche Historiker Götz Aly herausgearbeitet. Vgl. schon aus kulturkritischer Perspektive Karl-Heinz Bohrer, Nach der Natur. Über Politik und Ästhetik (München/Wien 1988); ders., Provinzialismus. Ein physiognomisches Panorama (München/Wien 2000); ders., Großer Stil. Form und Formlosigkeit in der Moderne (München 2007). Sachlich voraussetzungslose „Prominenz“ wird toleriert. Vgl. Georg Franck, Celebrities: Elite der Mediengesellschaft? In: Merkur 65 (2011), S. 300–310.

40 Julia Voss, Ablasshandel Moderne. Wie Deutschland die „entartete Kunst“ hinter sich brachte. In: Merkur 66 (2012), S. 1171–1178, hier S. 1171.

wird dort besonders enthusiastisch heroisiert, wo es an kritischen Punkten der Vergangenheit an selbstverständlichster Zivilcourage tödlich gefehlt hat und das politisch-gesellschaftliche Engagement im Heute und Jetzt in beschämendem Ausmaß zurückgeht. Freilich: „*Es reicht nicht aus, heute den Widerstand nachzuholen, der damals nicht geleistet wurde.*“⁴¹

Wie der moderne gefühlige Journalist, dem im Informationsblitzlichtgewitter für investigative Hintergrundberichte die Zeit fehlt, personalisiert und emotionalisiert auch so mancher Historiker, der die deutsche „Gesellschaftsgeschichte“, die strukturgeschichtliche Absage an die alte Nationalgeschichte, im Zeitalter der Individualisierung als zu abstrakt und daher zu „kalt“ empfindet. Er greift mit Vorliebe Einzelschicksale heraus und geht in die froshperspektivische Nahsicht.

Die Unterhaltungskathedralen des 21. Jahrhunderts, unsere Museen und Ausstellungshallen, sind es, die neben Hochglanzgeschichtsmagazinen und den Populärbiographen der „großen Männer“ (und fallweise Frauen) das bieten, wonach das breite Publikum und teilweise die Politik allen Geschichtsmoden zum Trotz hungern: Gold, Macht, Pracht, Intrigen, Herrscher und Helden.

Anders der universitäre Historiker. Im Gleichschritt mit der thematischen Neuausrichtung hat dieser längst auch das naive Erzählen und Rekonstruieren abgeschafft. Die „Theoriebedürftigkeit der Geschichte“ wurde fast über Nacht und mit dem leider sehr sperrigen Gepäck deutscher Gründlichkeit gestillt, die fehlende Wissenschaftssprache durch einen anderen Disziplinen entlehnten vordergründigen Jargon oder gar durch bloße Sprechblasen kompensiert. Meist stehen Gewundenheit und Fremd- bzw. Blähwortdichte in umgekehrt proportionalem Verhältnis zum tatsächlichen Gehalt eines Textes. Wer Gewalt als „*Form der kommunikativen Auseinandersetzung über gesellschaftliche Probleme*“ umschreibt, will wahrscheinlich gar nicht verstanden werden. Die tänzelnde Leichtfüßigkeit der französischen Annales-Historiker lässt sich eben im Deutschen nicht reproduzieren, und das aus gutem Grund, war doch die „*nouvelle histoire*“ in ihren Anfängen eine Abwehrreaktion gegen die „*histoire à l'allemande*“.

Wer Geschichte nicht schreiben kann, der zerredet sie zur Thesen- und Interpretationshistorie; wer keine historische Grundausbildung genossen hat, der ridikulisiert frech die biedere Tatsachenermittlung und geht umstandslos zur Bewertung oder Wertung über. Denn die empirische Tatsächlichkeit vergangenen Geschehens wird nicht zuletzt deshalb geflissentlich „übersehen“, weil man sie durch das Fehlen des Handwerkszeugs ohnedies nicht mehr in den Griff bekommt. „*Es war ein großer Aha-Effekt bei meinen Studenten, als ich ihnen Akten aus der Zeit um 1900 zeigte und die Studenten feststellten: Das kann ich ja überhaupt nicht lesen*“, bekannte Thomas Mergel, immerhin Professor für Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts in Berlin, 2012 in einem Interview mit der Zeitschrift „Der Archivar“. Leider ziehen die Universitäten daraus keine ausbildungsrelevanten Schlüsse⁴².

41 Marion Gräfin Dönhoff, Eine deutsche Geschichtsstunde. Die ZEIT (2. 2. 1979).

42 Mergel etwa setzte fort: „*Da müssen wir auch drüber nachdenken, inwieweit wir die Handwerksausbildung, Paläographie etwa, ein bisschen [!] intensivieren, ob wir das denn auch wollen [!]. Es wird nämlich nicht sehr stark nachgefragt.*“ Der Archivar 65 (2012), S. 277.

Das rastlose Hinterfragen und Problematisieren, die Freude an der Standortbestimmung ist in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft oft zum Selbstzweck, zum Glasperlenspiel geworden – mit dem paradoxen Ergebnis, dass die trotz Übersetzungshürden und –schwächen oft besser lesbaren und von Feuilleton und Lesepublikum, teilweise sogar von der Fachwissenschaft bejubelten Standardwerke zu den gut verkäuflichen „großen“ oder auch bloß „klassischen“ Themen der deutschen (und vielfach auch der österreichischen) Geschichte von den stets marktnahen und schreibtrainierten anglo-amerikanischen Historikern vorgelegt und sodann reimportiert werden⁴³. Bei uns verhindert leider oft genug ein Übermaß an Präliminardiskussion, dass der Historiker überhaupt noch zur Sache kommt.

Wer sich verbahrterweise für die faktographische Basis interessiert, muss ohnedies weiterhin zur Literatur aus der Zeit des Historismus-Positivismus greifen, dessen Totalitätsideal des vorbereitenden Sammelns und Erfassens wir immer noch unendlich viel verdanken und den man heutzutage doch fast immer als „antiquarisch“ verlacht findet. Gedachte der Historiker um 1900 nicht die Welt-rätsel zu lösen, sondern sich an das „tatsächlich Nachweisbare“ zu halten, so ist es heute geradezu umgekehrt. „Lumpiger Zettelkastenkrämer“, „subalterner Stoffhuber“, „Buchstabist“, „Kommakorrigierer“ und „Urkundione“ will heute kaum noch jemand sein, selbst wenn er nicht aus dem Holz eines Max Weber oder Jakob Burckhardt geschnitzt ist. Wo aber weder die „Ermittlung“ (von Tatsachen) noch die „Vermittlung“ (des geschichtlich Gewordenen) gelingen, dräut die Sinn- oder gar Existenzkrise.

Geschichte jenseits von Raum und Zeit

Der Siegeszug der hybriden Kulturwissenschaft(en) und der daraus hervorgewachsenen Kulturgeschichte, die sich in der postindustriellen Wohlstandsgesellschaft bevorzugt „weicher“ Themen annimmt und in der zeitgeistigen „Geschichte der Gefühle“ den ihr adäquaten Untersuchungsgegenstand findet, hat das Dilemma in den letzten Jahren noch weiter zugespitzt. Der zugrunde liegende Kulturbegriff (die „Gesamtheit menschlicher Lebenswelten“) bleibt zwar diffus, doch reicht „Kultur“ heute allemal als Adelsprädikat.

Es liegt nahe, dass ein Konglomerat verschiedener, an sich eigengesetzlicher Wissenschaften die disziplinären Grenzen zugunsten eines willkürlichen Theorie- und Methodeneklettizismus (bzw. -agnostizismus) auflöst, die Einzelfächer also ihre Specifica verlieren. Am Flohmarkt der Zugänge nimmt eine Patchwork-Wissenschaft Gestalt an: Historiker werden zu Sprachwissenschaftlern, Anthropologen oder Soziologen, Literaturwissenschaftler und Politologen zu Historikern etc. Jeder hat ein Recht auf seinen eigenen Gesichtspunkt: Geschichten statt Geschichte, Geschichtswissenschaften statt Geschichtswissenschaft – der Pluralismus will sprachlich konkretisiert sein. Die heute einflussreichen (französischen)

43 Allzu kniefällig wohl Volker Ulrich, Die ZEIT (1. 3.2007): „*Albions Historiker. Sie können's einfach besser*“. Flüßige Sprache ist freilich nicht alles, mitunter geht der selbstgewisse geschichtskolonialistische Wagemut in fremden Gefilden eindeutig zu weit.

Geschichtsmodeschöpfer sind nicht einmal mehr Historiker. Die „Stunde der Dilettanten“ also auch hier⁴⁴?

Wie im Märchen werden Raum und Zeit – *per definitionem* verbindliche Festgrößen der Geschichte – transzendiert. Die für die „Postmoderne“ charakteristische allgemeine Abgrenzungsphobie und Grenzenlosigkeit⁴⁵ ist auch in der Wissenschaft angesagt. Multi-, Trans-, Inter-, Global- sind heute jene Modepräfixe, die – komparatistisch verbrämt – Förderanträgen zum Erfolg verhelfen. Das muss auch so sein, denn: „*Am Anfang steht nicht mehr das Thema, für das man einen Sponsor sucht, sondern die Entdeckung eines Topfes, aus dem man Gelder schöpfen kann.*“⁴⁶

Es gibt sogar eine „Big History“ ... die Geschichte unseres Universums. Engumgrenztes, Spiebiges, wie die Geschichte des eigenen Raumes, ist auf dem Rückzug begriffen. Mit den Heimatkreisen und den unmittelbaren Bezugsfeldern der Geschichte verschwindet umso leichter auch das Konkrete, Gegenständliche. Vergangenheit ist nur noch subjektive, bestenfalls gesellschaftliche Konstruktion bzw. kulturelle Schöpfung aus dem Fundus der jeweiligen Gegenwart, der Quellenbegriff dafür ein unendlich weiter. Dass man für Interpretation und Einordnung alternativen Quellenmaterials als Historiker meist gar nicht ausgebildet ist, tut nichts zur Sache. Desto unbefangener eben der Blick!

Ralf Dahrendorf hat die Geschichte einmal eine „undisziplinierte Wissenschaft“ genannt; ihr fehlen die „DIN-Normen“ (Heinz Schilling)⁴⁷. Dieses nicht wirklich zu begrüßende Übermaß an Offenheit, ja Disziplinlosigkeit fordert Zugeständnisse an anderer Stelle. Die Arbeitsökonomie lenkt den Blick auf vermeintlich bereits Erforschtes und die praktische „Neulektüre“ der vorliegenden Literatur. Eine Archivbindung gibt es nicht mehr, für die Empirie, die nicht Wahrheit finden, sondern naiv „Fakten“ ermitteln will, erwärmt sich augenscheinlich nur noch das allerschlichteste Gemüt⁴⁸. Die gleiche Art von frei schwebender, standortunabhängiger und ununterbrochen neu zu schreibender Geschichte kann man heute genauso gut in Hongkong, Stanford oder Greifswald treiben. Beruhigende Arbeitsmarktaussichten für Legionen marschbereiter deutscher Privatdozenten.

Erkenntnistheoretische Schwierigkeiten, mit denen jede Wissenschaft zu kämpfen hat, dienen als Vorwand, um der sprichwörtlichen postmodernen Beliebigkeit eine Gasse zu hauen. Der Wirklichkeitscharakter von Geschichte wird offen in Frage gestellt; der trendige Historiker sieht sich gerne als „Dekonstrukteur jeder Geschichtsschreibung“ (E. Hanisch). Logisch, dass solcher Relativismus zwar jede

44 Richard Evans hat die narzisstische Selbstdarstellung und Selbstbespiegelung als Todsünde eines elitären Kulturalismus kritisiert: Richard Evans, *In Defense of History* (New York 2000).

45 Konrad Paul Liessmann, *Lob der Grenze. Kritik der politischen Unterscheidungskraft* (Wien 2012).

46 Konrad Adam, *Wie Qualität gemanagt wird. Kennziffern, Zielvereinbarungen und Leistungsindikatoren*. In: *Merkur* 66 (2012), S. 1060–1066, hier S. 1064.

47 Die (Selbst-)Kritik ist alt. „*Die Geschichte ist ja überhaupt die unwissenschaftlichste aller Wissenschaften, nur daß sie viel Wissenswürdiges überliefert.*“ Jakob Burckhardt, *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. Erläuterte Ausgabe von Rudolf Marx (Stuttgart 1978), S. 83.

48 Wie im Journalismus: „*Der alte Journalismus wollte wissen, was ist. Der neue stochert in der Seele.*“ Josef Joffe. *Die ZEIT* (7. 1. 2010).

auch noch so minimalistische Ausschnitthaftigkeit rechtfertigt, dafür aber keine Problem- oder Themenhierarchie mehr zulässt und selbstverständlich niemand mehr zwischen wichtig und unwichtig zu scheiden wagt. Hans-Ulrich Wehler, der Alltags- und Kulturgeschichte gleichermaßen befehdete, warnte bereits vor längerem ebenso eindringlich wie vergeblich: Geschichte sei keine „*Spielwiese, auf der beliebige, möglichst bizarre und exotische, eben allzu oft unwichtige Themen nach dem Motto ‚Lasst viele bunte Blumen blühen‘ verfolgt werden*“ dürften⁴⁹.

Der festgefügte Geschichtsbilderkanon des Bildungsbürgertums ist mit diesem untergegangen. Extravaganter Individualismus herrscht heute auch in den gesellschaftlich bedeutungslos gewordenen Geisteswissenschaften⁵⁰, die nichts zur Kernaufgabe aller Wissenschaft beizutragen vermögen: Der Optimierung der Unterhaltungselektronik.

Vor der allgemeinen Orientierungslosigkeit und der immer bequemer erreichbaren Masse der Informationsrohstoffe kapituliert der Historiker des 21. Jahrhunderts und flüchtet bei gleichzeitig maßlosem theoretischem Anspruch forschungspraktisch in die Kleinteiligkeit (oder überhaupt in das „Wissenschaftsmanagement“ der neuen unternehmerischen Hochschule). So provinziell und kleinkariert wie in der kulturellen Fußgängerzone des globalisierten Dorfs war Geschichte letztlich noch nie, auch wenn die hochtrabenden Buch- und Aufsatztitel stets viel mehr versprechen.

Jeder Gedanke an echte Wissenschaftsorganisation scheint aufgegeben. Studentische Arbeitsenergien verpuffen großteils unkanalisiert, wenn nicht ungenutzt. Erlaubt ist eben, was gefällt, und so brandet eine Modewelle nach der anderen über die Beschäftigung mit der Vergangenheit und lässt ein um das andere Mal gespenstische Arbeitsruinen zurück.

Ringvorlesungen und Sammelbände als bloße Buchbindersynthesen, die unvermeidlichen Begleiter eines entfesselten Wissenschaftstourismus, sind die adäquaten Präsentationsformen unserer zerbröselten Disziplin, der zur Synthese, ja selbst zur Zwischenbilanz der Atem fehlt. Die Werkausgaben mancher Spitzenhistoriker, die mehr im Überschallflugzeug als am gefürchteten Schreibtisch sitzen, werden in näherer Zukunft wohl nur noch aus Begrüßungsworten, Gutachten und Boardingkarten bestehen können.

Der beinahe triumphalistische Abbau der historischen Hilfs- bzw. Grundwissenschaften, die willentliche Verkennung des historischen Handwerks als Selbstzweck⁵¹, das man zugunsten einer erstaunlich ehrfürchtigen Textexegese postmoderner Propheten abzuschütteln und als unwesentlich abzutun sucht, das alles fügt sich logisch in das grausige Gesamtbild. Die Hirnforschung wird heute

49 Hans Ulrich Wehler, Ein Kursbuch der Beliebigkeit. Die ZEIT (26. 7. 2001). Werner Paravicinis durchaus lesenswerter und berechtigter Warnruf gegen die postmoderne Verbiegung der historisch-kritischen Methode (Die Wahrheit der Historiker, München 2010) musste sich mehrfach scharf abkanzeln Kritik gefallen lassen.

50 Clemens Albrecht, Vom Aufstieg und Niedergang der Geisteswissenschaften. In: Karl Acham (Hrsg.), Kunst und Geisteswissenschaften aus Graz (Wien/Köln/Weimar 2009), S. 721–727.

51 Enthierarchisierung, „Enthandwerklichung“ und Voraussetzungslosigkeit („Entdisziplinierung“) werden auch für andere Wissenschaften und selbst im Bereich der Kunst kritisiert.

von Historikern öfter bemüht als die Heraldik. Populär ist die Studienrichtung Geschichte an den Universitäten vor allem deshalb, weil sie als beinahe „anforderungsfrei“ gilt.

Mittlerweile ist die fakten-, zeit- und raumlose Geschichte natürlich längst in unseren Mittelschulen angelangt, von wo in einem gefährlichen Teufelskreis unausgebildete Schüler an die ihrerseits verschulende Universität *alla bolognese* zurückgegeben werden. Dass der Geschichtsunterricht der Schulen als eine Art in die Vergangenheit transponierter Ethikunterricht („Gesinnungsunterricht“) in den historischen Analphabetismus mündet, weil er nicht das seit langem übel beleumdete Fach- und Faktenwissen („Jahreszahlen“), ja nicht einmal mehr die berühmten „größeren Zusammenhänge“ vermittelt, sondern nur mehr schwammige Pisa-„Kompetenzen“ generieren will, wird zwar von ratlosen Lehrern durchaus kritisiert. Das hält aber die Lehrpläne nicht davon ab, schon den Schulkindern klar machen zu wollen, dass Geschichte eine bloße Konstruktion sei. Die bereits weit verbreitete Umbenennung des Fachs scheint daher zumindest konsequent⁵². Vielleicht ist es wirklich besser, wenn der Einfachheit halber die Zahl der Turnstunden erhöht wird!

Während Feuilleton und Kultursatiriker längst auf das mittlerweile viel verhöhnte „Gutmenschentum“, die zu „Meinungsdiktatur“ und „Gesinnungsterror“ dämonisierte „political correctness“, die selbstgefällige Selbstverachtung des Westens oder die leistungsfreie „Kuscheldemokratie“ einprägen⁵³, scheint den aus der Öffentlichkeit (und der unheilvollen Politikberatung) schon fast verschwundenen Historikern ihre Rolle als moralapostolische Mahner, ja als Ankläger und Richter der Vergangenheit durchaus zu behagen. Kritische Gegenstimmen sind selten. Berthold Unfried ereiferte sich vor dem Hintergrund der endlosen Diskussion um das österreichische „Haus der Geschichte“ dankenswerterweise über „*betuliche Geschichtstanten und beflissene Geschichtsonkeln*“, die mit unberechtigtem Mut zum ungeschminkten Werturteil an der Kanonisierung historischer Korrektheit und der „*Zertifizierung der Erinnerungspolitik von Interessengruppen*“ bastelten⁵⁴.

52 Josef Stargl, Wer die Geschichte kennt, der kann auch die Gegenwart besser verstehen! Wider die Versuche einer Demolierung des Geschichte-Unterrichtes und einer „Abschaffung der Geschichte“. In: *Historicum* Herbst 2010, S. 16–25; Josef Kraus, Der historische Analphabetismus greift um sich. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (30. 6. 2012). – In Frankreich provozierte der Versuch, den Geschichtsunterricht der Schulen zu „entnationalisieren“ („europäisieren“) und auch hier der Tendenz der „nouvelle histoire“ zum Durchbruch zu verhelfen, 1979 einen Orkan nationaler Entrüstung. Bis 1984 war die Ruhe wiederhergestellt, durch ein erstaunlich konservatives Bekenntnis zur Chronologie als Grundlage aller Geschichte. Vgl. Patrick Garcia-Jean Leduc, *L'enseignement de l'histoire en France de l'Ancien Régime à nos jours* (Paris 2004), S. 223–235.

53 U. a. Neil Postman, *Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie* (Frankfurt/Main 1988); Markus Metz-Georg Seeßlen, *Blödmaschinen. Die Fabrikation der Stupidität* (Berlin 2011); Thomas Rietzschel, *Die Stunde der Dilettanten. Wie wir uns verschaukeln lassen* (Wien 2012); Matthias Dusini–Thomas Edlinger, In *Anführungszeichen. Glanz und Elend der Political Correctness* (Berlin 2012). Dusini und Edlinger nehmen sogar zur Situation der Geisteswissenschaften Stellung. „*In den geisteswissenschaftlichen Fächern ersetzt die ‚Geschichte der Fanpost‘ die Dissertation über den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. [...] In der Geschichtswissenschaft steht das persönlich Erzählte über dem Aktenfund.*“ (S. 167 und 201)

54 Berthold Unfried, *Geschichte ist keine Filiale der Gegenwart*. Falter (19. 11. 2008).

Archivferne der Geschichtswissenschaft – Enthistorisierung des Archivarsberufs

Aus Vorstehendem wird zumindest eines offensichtlich: Die heutige Geschichtswissenschaft braucht die Archive als Quellenlager nicht mehr, auch wenn im Dunstkreis der Kulturwissenschaften überraschend viel von Archiv, „Archivologie“, „Archival Turn“ usw. die Rede ist. Denn mit „Archiv“ meint hier niemand die real existierende Gedächtnisinstitution und schon gar nicht einen unerquicklichen Ort mühsamer Grundlagenforschung. „Archiv“ wird vielmehr – im Gegensatz zu „Museum“ oder „Bibliothek“, für die meisten offensichtlich ein vakantes Vokabel – metaphorisch-wissenssoziologisch als Kulturtechnik der Gedächtnisbildung und Erinnerung oder eben als Wissensagglomeration begriffen.

Die Marginalisierung der Archive

Die Zeit des Archivkults und der Archivbezogenheit unter den Historikern – die mittlerweile ebenfalls schwächelnde positivistische Schule der Zeitgeschichte vielleicht ausgenommen – ist längst zu Ende. Mehr noch: Wer (zu) quellennahe schreibt, gerät in den Verdacht des „Faktenpositivismus“ und des „Archivalienfetischismus“. Schlimmer: Archive sind „Gedächtnisdatenbanken“ einer Obrigkeit, meist des Staates und seiner vielgelästerten Bürokratie; sie speichern also „Herrschaftswissen“ – wahrlich kein Ruhmesblatt!

Natürlich lassen sich bedeutende Ausnahmen für Archiv- und Quellenorientierung nennen, die aber letztlich bloß die wenig erbauliche Regel bestätigen; selbst die großen Editionsunternehmen geraten unter immer stärkeren Rechtfertigungsdruck. Die Entdeckung neuen archivalischen Quellenmaterials hat nichts Attraktives mehr in der hektischen Welt der Drittmittelanträge. Archivarbeit hätte heute zwar durchaus das Zeug zum „Alleinstellungsmerkmal“, erfolgversprechender und letztlich einfacher ist aber am Ende doch die Kreierung neuer und immer schrillerer Zugänge um jeden Preis, die sogenannte „Innovation“. Das mag auch mit den vordergründig sehr kompetitiven, jedenfalls ökonomisierten Organisationsstrukturen der gegenwärtigen Wissenschaftslandschaft zu tun haben.

Jeder „turn“ adelt sich gleich selbst mit dem Wortstamm „-forschung“ – bemerkenswert etwa die „historische Suizidforschung“ – und gründet eine eigene Zeitschrift. Wichtig ist die „Offenheit nach allen Seiten“. An die Stelle der wilden Polemiken und des erbitterten Richtungsstreites ist der idyllisierende Wunsch getreten, alles zu harmonisieren, so dass die neuen „Zugänge“ nur mehr Fächerbündel oder Dachwissenschaften sein können und wollen.

Medien und Fachwissenschaft interessieren Akten jedenfalls nur als vermeintliche „Geheimakten“, also dann, wenn sie der Vertuscher-Staat angeblich geheim hält, aus fragwürdigen Motiven nicht zugänglich macht. Hunderttausende frei zugänglicher Aktenkartons langweilen, mehr noch, sie überfordern. Es ist wie mit den „langen Nächten“ in Museen und Forschungseinrichtungen: Erst die Karnevalisierung macht auch sonst weithin als öd und dröge Empfundenes attraktiv.

Das Ergebnis der Entwicklung lässt sich international in den Lesesälen der Archive beobachten: Nicht die ebenso herrschaftskritischen wie oft quellenfernen

Universitätshistoriker bilden das Stammpublikum, sondern Hobbyhistoriker aller Schattierungen, vor allem jene, die – weltweit – Geschichte in die Suche nach ihren familiären Wurzeln auflösen. Noch üppiger schießt das ebenfalls fast völlig von „Familienforschern“ dominierte elektronisch-schriftliche Anfragenwesen ins Kraut. Auch die Amateure haben selbstverständlich ein (ohnedies archivgesetzlich verbrieftes) Recht auf Zugang zu unseren Quellenschätzen. Deswegen müssen sich Archive aber noch lange nicht zu Freizeitparks der „Ahnenforschung“ (nach deren nazistischen Wurzeln eigenartigerweise selten gefragt wird) umgestalten lassen.

Der fortschreitenden Entfremdung von Archiven und Geschichtswissenschaft auf den Grund zu gehen wäre Aufgabe künftiger Historiographiegeschichte. Schon in den 1980er Jahren, als die Universitätshistoriker gegen die Übersiedlung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs an den Stadtrand nach Wien-Erdberg – vielleicht ein „städteplanerisches“ Indiz für die beginnende Marginalisierung unserer Archive insgesamt – Sturm liefen und das Kanzleramt mit Pressekampagnen und Petitionen bedrängten, ließ der damalige Generaldirektor des Österreichischen Staatsarchivs Rudolf Neck die „Archivnähe“ der großteils recht prominenten Unterzeichner überprüfen. Dabei stellte sich heraus, dass die allermeisten die Abteilungen des Staatsarchivs schon seit langem, oft seit Jahrzehnten nicht besucht hatten und manche überhaupt nicht in den Benützerevidenzen aufschienen.

Die Entthronung des Historiker-Archivars

Sicher hat es an der Wurzel mit dem fortschreitenden Liebesentzug seitens der akademischen Geschichtswissenschaft zu tun, dass sich auf Seiten der Archivare auch in Österreich die erstaunlich leidenschaftlichen Gegner des traditionellen Berufsbildes „Historiker-Archivar“ – lange belächelte „EDV-Bastler“ der ersten Stunde oder von der mediävistischen Archivarselite marginalisierte Zeitgeschichtler – in den letzten 20 Jahren mehr und mehr Gehör verschaffen konnten und heute den archivaren Diskurs so ziemlich beherrschen. Eine teils wehleidige, teils aggressive Diskussion zwischen offensichtlich unversöhnlichen Standpunkten begleitet die Identitätskrise des herkömmlichen Berufsbildes.

Dass der Archivar eigentlich kein Historiker sein sollte, hat, soweit ich sehen kann, zuerst (1922) der britische Vorzeige-Archivar Sir Charles Hillary Jenkinson (1882–1961) gefordert, der selbst weder über eine archivarisches noch über eine echte historische Ausbildung verfügte. Seine gewagte Ansicht hat sich selbst im anglo-amerikanischen Raum nicht wirklich durchgesetzt. In Deutschland begannen Ansätze eines „Paradigmenwechsels“ erst Ende der 1980er Jahre zu greifen, in Österreich entsprechend später.

Es steht außer Streit, dass der einseitige Historiker-Archivar, der oft wirklich bloß Historiker sein wollte, die Entwicklung einer Archivwissenschaft als Berufswissenschaft lange Zeit blockiert und die Aufarbeitung des Archivguts – freundlich gesagt – nicht immer prioritär behandelt hat. Vergessen wird meist auf glänzende Ausnahmen wie Heinrich Otto Meisner (1890–1976), dessen vielseitiges Werk

deutlich macht, dass eigentlich erst die Symbiose aus archivischer und historischer Betätigung echte Spitzenleistungen auf beiden Gebieten ermöglicht.

Mittlerweile ist das Pendel viel zu weit in die andere Richtung ausgeschlagen. Die extreme archivtechnische Verengung, die sich an Tagungsbänden und Archivzeitschriften ablesen lässt, hat zu einer geistigen Verflachung geführt, die immerhin die internationale Diskussion im EDV-Pidgin erleichtert. Aber warum sollte ausgerechnet das Archivwesen von der selbstbewussten Präsentation des Banalen verschont bleiben?

Zwischen den Extremen ankündigungsfreudiger Sonntagsreden und technischer bis technokratischer Wortkaskaden findet man immer weniger mit längerer Halbwertszeit. Bald könnte der nicht mehr inhaltlich, sondern nur formal-technisch arbeitende Aktenwächter wirklich im Kärrner-Kerker landen, in dem der blass gewordene Bibliothekar als bloßer Hilfsdiener so lange geschmachtet hat.

Dem Populismus des Werbesprechs vermag leider kaum noch ein Archivverantwortlicher zu widerstehen. Seine wichtigste Hilfswissenschaft ist das New Public Management, Historiker kann, ja darf der „Archivmanager“ – wenn überhaupt – nur am Rande sein. Wer bei Bewerbungen um Leitungspositionen lange Publikationslisten vorlegt, anstatt auf absolvierte Führungskräfte-seminare und teure Managementkurse zu verweisen, nimmt sich selbst jede Aussicht, von Verwaltungsjuristen und Controllern ernst genommen zu werden.

Was denn Archive nicht alles sind: Orte gegen Erinnerungslosigkeit, Ankerplätze im Meer des kurzlebigen Wissens, Garanten des Rechtsstaates. Verzweifelt werden alle nur irgendwie tauglichen Schlagworte bemüht: Rechtssicherheit, Bürgernähe, kultureller Auftrag, die „Transparenz“, das grausame Zauberwort unserer „Entblößungsgesellschaft“, nicht zu vergessen die leider nicht-existierende Wissens- und Informationsgesellschaft. Foucault, Derrida, bestenfalls Jan und Aleida Assmann befeuern auch hier den Diskurs.

Was Archive aber definitiv immer noch nicht sind und offensichtlich nie sein werden, das sind leicht zugängliche Informationslagerstätten. Trotz reichlich strapazierter Zäsurhethorik – Umbruch, Ende der Beschaulichkeit usw. – wartet man immer noch vergeblich auf die kopernikanische Wende. Die vielbeschworene Benutzerfreundlichkeit ist auch von konsequent forschungsabstinenten Archivaren nicht eingelöst worden. Verzeichnungs- und Erklärungslücken wurden nicht befriedigend geschlossen, Öffnungszeiten und Bereitstellungsfrequenzen kaum verbessert (vielmehr gibt es statt des virtuellen Lesesaals mittlerweile in einigen Archiven sogar Schließtage). An der Erfindung des elektronischen Akts soll – wenigstens auf Bundesebene – der schöpferische Anteil der Archivare eher bescheiden gewesen sein.

Und die Archivwissenschaft? Gerade im Vergleich mit Deutschland haben Österreichs Archivare hier ein Reflexionsdefizit auflaufen lassen, das mehr als peinlich ist. Wo sind etwa die maßgeblichen österreichischen Beiträge zur zentralen Frage der Überlieferungsbildung? Auffällig auch über viele Jahrzehnte das erschreckend steile Gefälle zwischen dem „Archivar“, der Zeitschrift des Verbands Deutscher Archivare, und unserem „Scrinium“, das besonders böse Zungen auch „Archivspatzenpost“ nannten. Archivwissenschaftliche Hand- oder Fachbücher

aus österreichischen Federn wird man vergeblich suchen; es dominiert letztlich ein „pragmatischer Zugang“, dessen Prädominanz Walter Goldinger, Österreichs einziger wirklicher Archivwissenschaftler, schon vor einem halben Jahrhundert mit bitterem Spott kritisiert hat⁵⁵.

Selbstverständlich ist die Beratungskompetenz gegenüber der historischen Forschung, falls man durch eine Verkettung unglücklicher Umstände doch noch auf sie trifft, dank der selbstgewollten Entkoppelung zum Teil dramatisch gesunken. Wer nicht historisch arbeitet, kennt auch die Bedürfnisse der Wissenschaft nicht. Ein Nicht-Historiker-Archivar wird niemals die von den Nutzern lebhaft geforderten sachthemenorientierten Inventare verfassen und selbstverständlich nicht verwaltungs- bzw. behördengeschichtlich arbeiten, also keine brauchbaren Schlüssel höherer Ebene zur Öffnung der Bestände bereitstellen können. Dass Archivare als Informationsdienstleister – so das Lieblingsepitheton unseres Berufsstandes – sich mehr für den Evidenzwert und weniger für den Inhalt ihrer Bestände interessieren sollten, ist das wohl abstruseste Missverständnis der „reinen Archivwissenschaft“ als bloßer Verwaltungshilfswissenschaft.

Abgesehen von einer rudimentären eigenen „Berufssprache“ und unreifen Ansätzen einer Berufswissenschaft hat man in diesem jahrelangen Sezessionskrieg gegen die Geschichtsforschung eines zweifellos erreicht: Man ist auf gnädige Einladungen der Historiker nicht mehr angewiesen, das archivarische Jet-Set hat sich seinen eigenen Tagungszirkus aufgebaut: regional, national, international, ja global.

Der Historiker-Archivar ist vom Idealtypus zum Feindbild geworden, und zwar nicht nur für die innerarchivische Opposition, auch viele Universitätshistoriker, denen die Seichtheit ihres Tuns unterbewusst ist, schätzen den Historiker-Archivar nicht mehr als Kollegen und Lotsen durch das geringgeachtete Archivgut, sondern fürchten ihn im besten Fall als Verkörperung des schlechten Gewissens, fallweise als Konkurrenten; es gibt ihn daher auch kaum noch. Habilitierte Archivare – um neben der eigentlichen wissenschaftlichen Produktion auch ein äußeres Erkennungszeichen zu nennen – sind fast vollständig aus den Personalständen verschwunden. Sofern die historischen Institute Archivare noch brauchen (speziell zur Vermittlung der dahinsiechenden Historischen Hilfswissenschaften⁵⁶) und sie an sich binden möchten, begnaden sie in der Lehre tätige Archivare aus durchsichtigen Gründen mit Honorarprofessuren. Das spart Geld für die andernfalls fällige adäquate Bezahlung als „externe Experten“.

Wirkliche Anerkennung ist natürlich eine Ebene höher angesiedelt. Wurde die philosophisch-historische Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien in den ersten Jahren nach ihrer Gründung 1847 von Archivaren regelrecht dominiert und bis etwa zur Mitte des 20. Jahrhunderts noch so manch führender

55 Walter Goldinger, Fragen der Archivterminologie in österreichischer Sicht. In: Archivalische Zeitschrift 55 (1959), S. 128–146.

56 Zu diesem Problemkreis: Karsten Uhe (Hrsg.), Quellenarbeit und Schriftgutverwaltung. Historische Hilfswissenschaften im Kontext archivarischer Aufgaben (Marburg 2009).

Archivar zum korrespondierenden oder gar wirklichen Mitglied der Akademie gewählt, so zählt die Österreichische Akademie der Wissenschaften heute keinen einzigen Karrierearchivar mehr in ihren Reihen.

Der Weg zum Techniker-Archivar

Bisher wurde die Berufsbilddiskussion, wie in Österreich üblich, eher subkutan geführt. Nun liegt aber ein Referenztext zur bewussten Enthistorisierung des Archivarsberufs vor, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt: „Vom Diener zum Dienstleister“ von Gerhart Marckhgott⁵⁷, der schon wiederholt mit kritischen Wortmeldungen zu Zustand und Zukunft der österreichischen Archive hervorgetreten ist.

Marckhgotts Plädoyer gegen den Historiker-Archivar verdient umso mehr Beachtung, als der Autor kein Außenseiter, sondern vielmehr ein sehr prominenter Vertreter unseres Standes ist und zudem aus einer Archivsparte kommt, die neben den Kommunalarchiven lange Zeit als Eldorado des Archivars als „Geschichtsexperten“ galt, aus dem Bereich der Landesarchive. Droht nun auch hier ein Paradigmenwechsel? Gerade das Oberösterreichische Landesarchiv verstand sich ausdrücklich als „Haus der Geschichte“, also als Ort der aktiven Vermittlung von Geschichte.

Marckhgott erhebt vier Forderungen:

1. Die Universitätshistoriker haben den Archivar bisher als Hilfskraft ausgebeutet. Erfolg bzw. Erfüllung war einzig als Historiker an einer Hohen Schule möglich. Im Archiv blieb „*nur der Diener, der Kärner, der Niemand im Dunkel*“. Die Archive müssten sich zu (publikumsneutralen) Dienstleistern wandeln, um ihre Existenz zu sichern.
2. Der wachsende finanzielle Druck zwingt zur Aufgabenreduktion. Als redundant erscheinen Marckhgott die bisher selbstverständlichen geschichtswissenschaftlichen Extraleistungen der Archive, namentlich im Bereich der Landesgeschichte bzw. Landeskunde⁵⁸.

57 Gerhart Marckhgott, Vom Diener zum Dienstleister. Gedanken zu einem neuen Selbstbewusstsein der Archive. In: Thomas Aigner et al. (Hrsg.), Archive im Web. Erfahrungen. Herausforderungen. Visionen (St. Pölten 2011), S. 12–20. Vgl. auch Gerhart Marckhgott–Peter Zauner, Methoden, Kosten und Chancen digitaler Bereitstellung in Oberösterreich/in Österreich. In: *Scrinium* 64 (2010), S. 81–89.

58 Es ist in Wahrheit mehr eine Frage des Wollens als des Könnens. Vgl. schon Wilhelm Jansen, Archive und Landesgeschichte. In: *Der Archivar* 36 (1984), Sp. 17–24, hier Sp. 24: „*Es ist meine Überzeugung, daß die Archive und Archivare heute so gut wie im 19. Jahrhundert ihren landesgeschichtlichen Aufgaben gerecht werden sollen und können. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß man das auch will. Das gilt für das Archiv als Institution wie für den Archivar als Person. Denn die Arbeit im Dienst der Landesgeschichtsforschung ist Arbeit (keine vergnügliche Entspannung, wie manche wännen, die sich dies Vergnügen selbst versagen) – eine Arbeit, die gelegentlich mit härterer Anstrengung verbunden sein kann als das Tummeln in der hektischen Verwaltungsbetriebsamkeit der Fragebögen, Besprechungen, Tagungen, Aktenvermerke, Denkschriften u. dergl. – einer Geschäftigkeit, die im übrigen keineswegs ohne verführerischen Reiz ist, insofern sie das klagevoll genossene Gefühl der Überlastung am direktesten vermitteln kann.*“

3. Das postgraduale bzw. universitäre Ausbildungsmodell für Archivare betrachtet Marckhgott als gescheitert. Ihm scheinen historische und hilfswissenschaftliche Grundkenntnisse ausreichend, die Wissensvoraussetzungen für qualifizierte Archivarbeit lägen anderswo. Gefragt seien angesichts des „Primats der Zeitgeschichte“ „zeitgeschichtliche Kompetenzen“ (womit in Wahrheit archivwissenschaftliche bzw. archivtechnische Fertigkeiten gemeint sind). Diese müssten die Archive ihren (künftigen) Mitarbeitern wohl selbst vermitteln.
4. Die Kernaufgaben des Archivars sind (eine Tatsachenfeststellung): Bewertung, Aufbereitung und intelligente Bereitstellung. Hier kommen Internet und Digitalisierung als Zukunftshoffnungen ins Spiel.

Man wird Marckhgotts Ausführungen doch mit einigen Fragezeichen versehen müssen.

Zunächst: Die Knechtung des Kärner-Archivars durch die universitäre Geschichtsforschung ist ein Ammenmärchen⁵⁹. Die signifikanterweise von den Webseiten gar nicht weniger Archive fast völlig getilgte Archivgeschichte zeigt uns das genaue Gegenteil. Die Archivare der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die sich selbstbewusst in die Geschichtswissenschaft einbrachten, waren mindestens gleichwertige und durchaus machtvolle Partner der akademischen Historie.

Das heute bei ohnedies immer rarer werdenden Zusammenstößen manchmal zu beobachtende schiefe Verhältnis zwischen Archivar und Universitätshistoriker – Knecht versus Herr – ist doch in Wahrheit ein Resultat des progressiven Rückzugs des Archivars aus der Geschichtswissenschaft, der kein adäquater Gesprächspartner und daher auch kein ernstzunehmender Berater mehr sein kann. Der mit gesundem Selbstbewusstsein ausgestattete Facharchivar hingegen darf Anflüge professoraler Arroganz mit ironischem Lächeln quittieren und sich zur Not sogar am Anblick hilflos in den Akten wühlender Großhistoriker freuen, denen Jahrzehnte nach dem traumatisierenden Initiationsritus des ersten (und oft einzigen) Archivbesuchs wieder einmal der „raue Wind der Archivforschung“ erbarmungslos ins Gesicht schlägt⁶⁰.

Relativ häufig hört und liest man, was sich Historiker bzw. Universitäten von den Archiven erwarten, in letzter Instanz ist es doch immer die mundfertige Vorlage des Gesuchten. Vielleicht sollten aber auch die Archive einmal eine

59 Marckhgotts (indirekte) Aufforderung zu mehr Selbstbewusstsein steht übrigens in deutlichem Widerspruch zum Grundton früherer Stellungnahmen. Hier schien er Archive und Archivare mehr oder weniger unterschwellig als von Politik und Verwaltung wegen mangelnder Rentabilität und Leistungsfähigkeit beinahe zurecht auf den Aussterbeetat gesetzte anachronistische, elitär-obrigkeitliche Erscheinungen („geschützte Bereiche“, „kultureller Luxus“) zu betrachten. Gerhart Marckhgott, *Neue Anforderungen an Archivare*. In: *Scrinium* 52 (1998), S. 213–221.

60 Michael Hochedlinger, „Verdrossen und einsam“? Der Archivar im Spannungsfeld zwischen historischer Wissenschaft und „Benutzerservice“. In: *Scrinium* 61/62 (2007/2008), S. 83–105. Vgl. auch jüngst die Bestandsaufnahme zum Verhältnis zwischen Universitätshistorie und Archiven in: *Der Archivar* 65 (2012), S. 270–280 (Interviews). Dass die Auseinanderentwicklung auf neue Fragestellungen der Geschichtswissenschaft zurückzuführen sei, die sich aus archivalischen Quellen nicht beantworten lassen, stimmt nur zum Teil.

Wunschliste an ihre graduierten Besucher und die allzu oft unbetreut und unvorbereitet ins kalte Wasser gestoßenen Studenten formulieren⁶¹.

Dass Archive sich seit längerem als „Informationsdienstleister“ positionieren wollen, ist – jedenfalls nach den Titelschlagworten archivarischer Absichtserklärungen zu schließen – altbekannt. An Marckhgotts Zukunftsvision scheint viel bemerkenswerter, dass er auch sein Zielpublikum anders definiert. Der professionelle Historiker rückt merkbar an den Rand, in den Vordergrund treten die schriftgutproduzierende Verwaltung einerseits, der Dienstgeber also, andererseits der „interessierte Laie“, die Verkörperung des „Kunden“ in unserer nivellierten Konsumgesellschaft.

Indes: Das Interesse der Archivträger an der Zukunft des von ihnen produzierten Datenmaterials ist oft erschreckend gering, es reicht kaum über die Erfüllung unumgänglicher Aufbewahrungspflichten hinaus. Die merkwürdige Freude über die Laienherrschaft wiederum will wohl aus der Not eine Tugend machen: Dem unbedarften Fachfremden gegenüber ist auch der unambitionierteste Archivbedienstete im Vorteil, wenigstens anfänglich.

In den Augen Gerhart Marckhgotts sägt der Historiker-Archivar durch sein borniertes Festhalten an einem überholten Aufgabenverständnis just an jenem dünnen Ast, auf dem unsere Profession sitzt. Die Landesgeschichte bzw. Landeskunde sieht Marckhgott dahinwelken und von den Universitäten verschwinden. Auch für die Archive sollte sie daher „historischer Ballast“ sein, den es abzuwerfen bzw. zur „Freizeitbeschäftigung“ abzuwerten gilt.

Ich bin der Überzeugung, dass das Gegenteil wahr ist, und halte es daher wieder einmal mit Walter Schuster, der da sagt: „*Erfolgreich im Sinne der Öffentlichkeitsarbeit sind Archive dort, wo sie die archivarischen Kernaufgaben verlassen und ‚Geschichte betreiben‘*“⁶².

Schon Hans Booms hat 1970 gegen die latente Unzufriedenheit des Archivars mit seinem angeblich zu wenig Sozialprestige verschaffenden Beruf angeschrieben, der (seiner Meinung nach) allzu viele durch Forschung im Elfenbeinturm zu entkommen suchten⁶³. Booms ging allerdings davon aus, dass der Wettstreit mit den Universitätshistorikern nicht zu gewinnen sei. Diese Situation hat sich mittlerweile deutlich gewandelt. An die Stelle eines möglichen Konkurrenzverhältnisses ist eine Art Beziehungslosigkeit getreten, die Archiven und Universitäten bereits mittelfristig unterschiedliche Zugänge zuweisen könnte: ersteren die aus den brachliegenden (ungedruckten) Quellen (re)konstruierte „Realgeschichte“, letzteren die Kultur- und Problemgeschichte.

Dass das Leitbild der österreichischen Archivarinnen und Archivare auch den heute manchem wohl unwillkommenen Satz enthält „*Wir tragen durch fachliche*

61 Archivseitige Sanierungsangebote macht Robert Kretschmar, *Hilflose Historikerinnen und Historiker in Archiven? Zur Bedeutung einer zukünftigen archivalischen Quellenkunde für die universitäre Forschung*. In: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 147 (2011), S. 133–147.

62 Schuster, *Monopol* (wie Anm. 2), S. 48.

63 Hans Booms, *Öffentlichkeitsarbeit der Archive – Voraussetzungen und Möglichkeiten*. In: *Der Archivar* 23 (1970), Sp. 15–32.

Veröffentlichungen zur Förderung der Archiv- und Geschichtswissenschaften bei“, sei an dieser Stelle der Vollständigkeit halber nochmals unterstrichen.

Freilich ist es ungerecht, dass die Erfüllung der sehr anspruchsvollen Kernaufgaben als Selbstverständlichkeit gilt und die Draufgabe, die quellennahe historische Forschung, den tatsächlichen Stellenwert nicht nur in der Öffentlichkeit bestimmt. Denn auch die Politik qua Geldgeber wünscht, wie Marckhgott selbst mit kritischem Unterton einräumt, auf Länderebene und bei den Kommunen – je kleiner der Sprengel, desto mehr⁶⁴ – vor allem sichtbare Außenwirkung, im optimalen Fall „Auswertung“, also „Landes- bzw. Stadtgeschichtsforschung“, sonstige Archivträger eben die Geschichte der Institution, des Unternehmens usw.

Während Politik- und Verwaltungsnähe, wenn es hilfreich scheint, durchaus nicht negativ besetzt sind, möchte sich die beamtete Historikerschaft im Normalzustand doch lieber mit der Aura einer systemkritischen NGO schmücken. Auch Archivare, die die historische Betätigung scheuen, rümpfen daher gerne die Nase über die „geschichtspolitische Erwartungshaltung“ des Archivträgers. Man wolle nicht Hofhistoriograph sein, hieß es auch in der deutschen Diskussion, doch ist diese Gefahr in öffentlichen Archiven wohl mehr als gering.

Besser gediegener Staats-, Landes- oder Stadthistoriograph als ein „History-tainmentclown“, der sich von einer seichten Erinnerungs- und Gedenkkultur vor den Karren einer Jubiläums- und Feiertagsmaschinerie spannen lässt. Wer mit den eigentlichen Funktionen eines Archivs (durchaus auch aufgrund schlechter *public relations*-Leistungen der Archivare) nichts anzufangen weiß, wird eher geneigt sein, ersatzweise aufgabenfremde „Öffentlichkeitswirksamkeit“ einzufordern, die natürlich am einfachsten durch Events und Happenings erzielt werden kann.

Je weniger wir uns als unbestritten seriöse und daher respektierte „Fachleute für Geschichte“ und deren Quellengrundlage positionieren können, desto größer außerdem die Gefahr einer zwangsweisen Andockung an publikumswirksame Institutionen wie Großbibliotheken oder gar Museen, die sich – ursprünglich fast kontemplative Bildungseinrichtungen – längst überwiegend in der Erlebnisgesellschaft verorten⁶⁵. An Beispielen für solch merkwürdige Amalgamierungen fehlt es schon heute nicht.

Archive ziehen in Verteilungswettkämpfen als krasse Außenseiter zwangsläufig den Kürzeren. So musste das Hofkammerarchiv nach anderthalb Jahrhunderten eindrucksvoller *stabilitas loci* 2006 den ältesten Archivzweckbau Österreichs

64 Assmann, Geschichte (wie Anm. 13), S. 29: „Je kleiner die Einheit, die sich erinnert, desto langfristiger die historische Perspektive. Regionen, Landschaften, Städte und Stadtteile haben kein Problem mit Traditionen und historischer Imagination. [...] Je länger, desto lieber, heißt hier die Devise, und ein Bürgermeister ist glücklich, wenn er eine ältere Urkunde auftreiben kann, auf der der Name seiner Stadt verzeichnet ist.“

65 Als „Wallfahrtsorte des institutionalisierten Narzissmus“ wurden Museen und Galerien jüngst bezeichnet: Dusini-Edlinger, In Anführungszeichen (wie Anm. 53), S. 179. Vereinzelt verlautet sogar (sehr scharfe) Kritik an jenem „Paradigmenwechsel“, der etwa Bibliotheken nicht mehr nur als Arbeitsstätten, sondern als „Orte der Kommunikation“ mit „Dorfbrunnencharakter“ sehen möchte. Walter Schübler, „Die Generalin“ oder: Wie man eine Nationalbibliothek herunterwirtschaftet. Ein Kommentar. In: Recherche – Zeitung für Wissenschaft <http://www.recherche-online.net/walter-schuebler.html> [12. 2. 2013].

räumen, um einem geplanten „Literaturmuseum“ der Nationalbibliothek („Grillparzerhaus“) Platz zu machen. Nur zu Dekorationszwecken sollten einige Faszikel zurückbleiben dürfen, doch freuen sich die neuen Hausherrn heute auch an der „unglaublichen Aura“ der mittlerweile leeren denkmalgeschützten Regale⁶⁶.

Die Ausbildungsphobie

Und schließlich die leidige Ausbildungsfrage, ein grotesker Dauerbrenner, der die Geschichte unseres Verbands seit seiner Gründung begleitet! Es ist schwer nachvollziehbar, wie Marckhgott die historische Forschung als zu aufwendig abschreiben, gleichzeitig aber – nicht ohne Hinweis auf die zu erwartenden Schwierigkeiten – für eine von den Archiven selbst (will sagen: den Archivaren) zu tragende interne Ausbildung plädieren kann; es sei denn, man denkt an einen reinen Schnellsiedekurs wie jenen, den der Verband seit einigen Jahren mit Erfolg für Bedienstete des gehobenen bzw. mittleren Dienstes an meist kleinen Archiven organisiert.

Alles, was die Ausbildungsmisere sanieren hilft, ist willkommen. Für Selbstzufriedenheit besteht allerdings gerade in dieser Zukunftsfrage wahrlich keine Veranlassung. Erschreckend auch hier der Kontrast zwischen der deutschen und der österreichischen Situation. Die „Ausbildungs-Diskussion“ – das Wort scheint fast zu hoch gegriffen – wird von unserem Berufsstand nach meinem Geschmack mit einer fast schon kriminellen Leichtfertigkeit geführt, oder besser gesagt: Sie wird eben nicht geführt.

Es mag sein, dass unausgebildete Historiker wenig Schaden anrichten können, auf unausgebildete Archivare trifft dieser Befund aber sicher nicht zu. Hier lauert langfristig die Gefahr, dass einzigartiges Kulturgut trotz eindeutigen gesetzlichen Auftrags ungenügend betreut und schließlich überhaupt als lästiger Klotz am Bein entsorgt wird. Es ist doch ein offenes Geheimnis, dass es bereits Archivare (recte: Archivbedienstete) gibt, die die ihnen anvertrauten Schätze nicht einmal mehr lesen können. Die Kluft zwischen dem riesenhaften archivalischen Erbe (nebenbei bemerkt öffentliches Eigentum von beträchtlichem Wert) und unserer Fachkompetenz wird also immer breiter und tiefer.

Offensichtlich muss das Institut für Österreichische Geschichtsforschung in seiner jüngeren Geschichte sehr viel falsch gemacht haben: Seine im heimischen Archivwesen untergeschlüpfen Absolventen sind oft seine schärfsten Kritiker, sehen die Absolvierung des legendenumwobenen „Institutskurses“ – heute *o tempora o mores* ein Bologna-taugliches Masterstudium – längst nicht mehr als unabdingbare Voraussetzung für die Bewältigung des Berufs; selbst mancher Lehrende entpuppt sich bei näherem Hinsehen als mehr oder weniger heimlicher Gegner der seinerzeit vielgerühmten Institutserudition.

66 Thomas Trenkler, Finanzministerium soll Barockmuseum werden. Der Standard (17. 11. 2012). In Frankreich haben sich die Archives Nationales übrigens gegen die (abgesagte) „Maison de l’Histoire de France“ durchgesetzt (Le Monde, 27. 8. 2012).

Die zum Teil unsachlichen und von persönlichen Animositäten getragenen Diskussionen um Wert und Unwert der Institutsausbildung haben es – eigentlich ungewollt – schon Ende der 1970er Jahre dahin gebracht, dass der Bund den über 50 Jahre für Anstellung bzw. Definitivstellung verbindlichen Institutskurs in einer Nacht- und Nebelaktion abgeschrieben hat. Die vom Verband nach zehn Jahren durchgesetzte Teilreparatur ist aufgrund unglücklicher Textierung ein bloßer Papiertiger.

Selbst der früher von niemandem in Frage gestellte Atout des Institutsurses, nämlich beinahe unüberwindliche Hürde für jene unbrauchbaren Günstlinge zu sein, die Politik und Verwaltung fast überall dem klassischen Abstellgleis Archiv zuschieben wollen, scheint heute nicht mehr zu stechen. Im Gegenteil: Niemand will sich in einer Zeit akuter Postenknappheit in seiner Patronage von nebensächlichen Ausbildungsanforderungen ernsthaft behindern lassen.

Nicht verständlich ist, warum die Ausbildungsreform von 2005/2008 (im Grunde eine in ihren Feinheiten schwer zu durchblickende und teilweise wankelmütige Dauerreform), durch die das Institut unter tatkräftiger Beteiligung führender Exponenten des Verbands Österreichischer Archivare dem Anspruch, tatsächlich Archivschule Österreichs zu sein, relativ nahe gekommen ist, von vielen Archivverantwortlichen bis dato einfach ignoriert wird. Marckhgott etwa erwähnt die „neue Institutsausbildung“ mit keinem Wort, und der Verband will sich sichtlich nicht dazu durchringen, die einzige bestehende und durchdachte Archivarsausbildung in Österreich als Voraussetzung für die Zulassung zum höheren Archivdienst des Bundes, der Länder und größeren Kommunen mit hauptamtlicher Archivverwaltung in Erinnerung zu rufen. Wer weiterhin einen Widerspruch zwischen den Anforderungen einer adäquaten Betreuung modernen Archivguts und dem Institutsangebot postuliert, kennt das in diesem Punkt übrigens von Verbandsmitgliedern getragene Curriculum nicht oder will es ganz einfach nicht kennen⁶⁷.

Die eigentliche Frage ist dabei in Wahrheit längst nicht mehr, wer den voll-elektronischen Akt in das digitale Langzeitarchiv einspeist, sondern wer unsere Urkundensammlungen und die zahlenmäßig immer noch überwiegenden (früh-)neuzeitlichen Papierbestände – Marckhgott geht nicht darauf ein – in Zukunft sach- und fachgerecht betreuen soll. Fast scheint es, als ob der Irrtum, die wirklich relevante archivalische Überlieferung setze frühestens mit dem 20. Jahrhundert ein, zur Gewissheit geworden wäre.

67 Ob die im Editionsstil der *Monumenta Germaniae Historica* gehaltene Veröffentlichung des neuen Ausbildungsprogramms und der einleitende, sehr bescheidene Appell des bedauernswerten Institutsdirektors angesichts offensichtlicher Scheuklappen (Marckhgott spricht gar vom „vormaligen Institut für Österreichische Geschichtsforschung“) überhaupt noch etwas bringen? Thomas Winkelbauer, Vom „Institutskurs“ zum Masterstudium „Geschichtsforschung, Historische Hilfswissenschaften und Archiwissenschaft“ an der Universität Wien: eine Grenzüberschreitung? In: *Scrinium* 66 (2012), S. 7–13; Karin Winter-Jakob Wührer, Der Kurs ist tot! Es lebe das Masterstudium! Ein Erfahrungsbericht zur archivwissenschaftlichen Ausbildung an der Universität Wien und dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung. Ebd., S. 65–107.

Und wer bildet unser Personal aus, wenn in den Archiven selbst nur mehr unausgebildete Archivare arbeiten? Das Institut für Österreichische Geschichtsforschung scheint die Archive jedenfalls mehr zu brauchen als diese das Institut, nicht nur als Absatzmarkt für seine Abgänger, sondern auch, weil es selbst kaum noch über das Lehrpersonal verfügt, das die hilfs- oder gar die archivwissenschaftlichen Kernfächer vertreten könnte. Denn die universitären Professuren werden – wen wundert's – zunehmend mit Kulturhistorikern besetzt, für die das wenige hundert Meter entfernte Haus-, Hof- und Staatsarchiv wohl weniger Auftrag als vielmehr ein bizarres Nostalgiezentrum ist.

Bewertung und Aufbereitung, also Erschließung⁶⁸, sind ohne historisches, archiv- und hilfswissenschaftliches Fachwissen (nicht Grundwissen), ohne „Gespür“ und auch Begeisterung für Geschichte, selbstverständlich undenkbar. Erschließung wird gerade in Zukunft mehr leisten müssen. „Provenienz- und Registraturprinzip“, ein „Prinzip der Faulheit“, wie Wolfgang Mommsen einmal nicht unzutreffend gesagt hat, überfordern bekanntlich unsere Nutzer. Wir müssen also überlegen, wie wir es im Sinne der viel reklamierten Benutzerfreundlichkeit quellenkundlich aufbrechen können.

„Ewig lockt das Internet“: Internet und Digitalisierung als „Marketingstrategie“?

„Was nicht laut ist und schreit, was nicht schrill ist und grell, findet einfach unsere Aufmerksamkeit nicht mehr. Von Denken kann in solch einer Welt aber keine Rede mehr sein.“
Konrad Paul Liessmann

Niemand wird bestreiten, dass das Internet wie der Buchdruck vor einem halben Jahrtausend die technischen Voraussetzungen für eine wahre Wissensrevolution geschaffen hat. Unglücklicherweise werden unsere intellektuellen Kapazitäten von den gigantischen Möglichkeiten heillos überfordert⁶⁹, so dass das überreizende und lautlos lärmende Worldwideweb primär eine Verkaufs- und Unterhaltungsplattform bleibt. Von der „Krabbeldecke“ einer „Will-haben-Gesellschaft“ war kürzlich sogar die Rede. Internet und elektronische Post bewirken vor allem eines: Sie lenken ab⁷⁰ und vergrößern so die „gesamtgesellschaftliche Aufmerksamkeitsdefizitstörung“. *„Lektüre und Schriftlichkeit“* sind schlichtweg *„nicht mehr das, was sie einst waren.“* (B. Stiegler)

Information wird explosionsartig vervielfältigt und damit immer unübersichtlicher. So ist das wuchernde Informationschaos des Web gar nicht zu Unrecht

68 Anregend Wilfried Reininghaus, Archivisches Erschließen in der Wissensgesellschaft. In: Frank M. Bischoff (Hrsg.), Benutzerfreundlich – rationell – standardisiert. Aktuelle Anforderungen an archivische Erschließung und Findmittel (Marburg 2007), S. 17–36.

69 Frank Schirrmacher, Payback. Warum wir im Informationszeitalter gezwungen sind zu tun, was wir nicht tun wollen, und wie wir die Kontrolle über unser Denken zurückgewinnen (München 2009).

70 Sieglinde Geisel, Nur im Weltall ist es wirklich still. Vom Lärm und der Sehnsucht nach Stille (Berlin 2011).

schon als „An-Archiv“ qualifiziert worden⁷¹. Radikale Stimmen bezeichnen das Internet ausdrücklich als Feind von Expertentum und Qualität⁷²; als perfektes „Ich-Medium“ sei es ein zu bequemes Vehikel zur voraussetzungslosen Selbstermächtigung.

Wo ist in der virtuellen Parallelwelt der Platz unserer Archive? Politik bzw. Verwaltung, die selbst das e-Government forcieren und nur mehr elektronische Akten erzeugen, erwarten sich auch eine starke Internet-Präsenz ihrer Archive. Hier Flagge zu zeigen ist im Zeitalter der totalen Virtualisierung unserer Lebenswelten längst keine Option mehr, sondern eine Verpflichtung, vielleicht eine Überlebensfrage. Was nicht gegoogelt werden kann, existiert nicht. Primitive Technikverweigerung führt also nicht weiter, auch wenn man nicht jede Netz-euphorie teilen muss.

Im Gegenteil: „Narzissmus“, „Infantilisierung“ und ununterbrochene (Konsum-) Triebbefriedigung werden von der Kulturkritik zunehmend als ernste gesellschaftliche Probleme thematisiert; der Siegeszug kindlicher Untugenden hat ohne Zweifel auch mit der Magnetkraft des spielerischen Internet zu tun. Eine alternde Gesellschaft aus Berufsjugendlichen droht zu regredieren und orientiert sich nur allzu gerne am Horizont des Kindes: Kinderbücher, Kinderfilme, Kinder-Uni⁷³.

Kulturkapitalismus

Nicht alle Aktionen im Worldwideweb sind zu Ende gedacht, schon gar nicht im archivischen Bereich. Man wird also durchaus von einem oft wenig reflektierten „Digitalisierungsoptimismus“, ja fallweise von regelrechtem „Digitalisierungspopulismus“ sprechen dürfen.

Dabeisein ist alles, die äußerliche „Qualität des Auftritts“, die Erregung von Aufmerksamkeit, die Kardinaltugend der Mediengesellschaft, entscheidet. Digitalisierung und Internet sind eben schlichtweg Synonyme für Modernität, Innovation, Effizienz, Bürger- oder Benutzerfreundlichkeit – oder wie die erotisierenden Schlagworte der kundenorientierten Internetwelt und ihrer Supermarktideologie sonst noch lauten mögen. Oft lässt sich schon der bloße Medienwechsel als Sensation verkaufen. Vielen Bibliotheken ist es in den vergangenen Jahren tatsächlich gelungen, sich durch geschickte mediale Selbstanpreisung, insbesondere im Zusammenhang mit der Google'schen Massendigitalisierung, zu „entstauben“, ja sich als die eigentlichen Bewahrer unseres Flachwarenerbes zu positionieren.

71 Entsprechend chaotische Ergebnisse liefern Portale, „Suchmaschinen“ und Verbände: Andreas Kilb, Deutsche Digitale Bibliothek. Vom Finden und Gefundenwerden. Frankfurter Allgemeine Zeitung (28. 11. 2012).

72 Besonders scharf Manfred Spitzer, Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen (München 2012), der davon ausgeht, dass digitale Medien „dick, dumm, aggressiv, einsam, krank und unglücklich“ machen (S. 325), und auch Bernard Stiegler, Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien (Frankfurt/Main 2008). Wenig allgemeine Einsichten leider bei Peter Haber, Digital Past. Geschichtswissenschaft im digitalen Zeitalter (München 2011).

73 Konrad Paul Liessmann, Die Dauerpubertät und ihr Ende. Der Standard (23. 10. 2010); Edo Reents, Die infantile Gesellschaft. Aus Leuten werden Kinder. Frankfurter Allgemeine Zeitung (3. 11. 2012).

Die weiterhin reichlich „verstaubten“ Archive, die ebenfalls nach einem Imagewechsel hungern, aber auf den ererbten Lorbeeren einer einzigartigen Monopolstellung gefährlich bequem geworden sind, hecheln heute schlapp hinterdrein. Es treibt sie die vage Hoffnung, Digitalisierungs- und Internetaktivitäten würden es auch ihnen ermöglichen, zusätzlich zu den für Externe nicht sonderlich eindrucksvollen Lesesaalfrequenzen mit äußerlich staunenswerten Controlling-Zahlen aufzuwarten und also dem (Un-)Geist der Quantifizierung zu huldigen, der auch unsere Bildungs- und Kulturinstitutionen fest im Griff hat⁷⁴.

Der „mentale Kapitalismus“ (Georg Franck) verlangt nur Vordergründiges und Messbares: Einschaltquoten und Kabellängen statt qualitätvoller Fernsehsendungen, Versicherungssummen, Quadratmeter Ausstellungsfläche und Besucherzahlen statt durchdachter (Dauer-)Ausstellungen, millionenfache Onlineabfragen digitaler Bibliothekskataloge statt gelesener Bücher und, wohl am tragischsten, Studentenzahlen statt wissenschaftlichem Output.

Wo freilich Öffentlichkeitspräsenz um jeden Preis zum Selbstläufer wird, gerät „die Sache an sich“ ins Hintertreffen. Da die Arbeit der Archivare und der Archivnutzer schwer attraktiv darzustellen ist, landet die ohnedies spärliche mediale Berichterstattung mit unschöner Regelmäßigkeit bei dem, was wir verwahren, genauer gesagt bei dem in Maßen sensationalisierbaren Teil: bei den von Gerhard Roth feuilletontauglich gemachten Curiosa und Absonderlichkeiten⁷⁵. Nicht als Verwahrer latenter Information, sondern als Hüter „geheimnisvoller“ Artefakte werden wir wahrgenommen und stellen wir uns dar ... als „Wunderkammern des Staunens“⁷⁶.

Virtuelle Parallelarchive

Genauso wenig wie das nützliche Instrument des „e-Government“ eine ernstzunehmende „e-Democracy“ erzeugt, die ja wohl kein Voting-Spektakel sein will, wird es in absehbarer Zeit rein virtuelle Archivforschung, „Forschung auf Knopfdruck“, geben können. Das Netz sollte daher ehrlicher Weise mehr als Mittel zur Erleichterung des Zugangs, also zu einer wirklich befriedigenden online-Verzeichnung und zur Bündelung strukturierter Information, und weniger als Surrogat des Eigentlichen verstanden und eingesetzt werden, denn wir wecken sonst wissentlich ganz falsche Erwartungen. Wir müssten „Informationsadministratoren“ und weniger bloße Content Provider (unter vielen anderen) sein.

Ein Archiv ist eben keine Bibliothek und keine Autographensammlung, wir sind es nicht gewohnt (vielfach ist es auch nicht möglich oder sinnvoll), unser

74 Konrad Paul Liessmann, *Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft* (München/Zürich 2008).

75 Gerhard Roth, *Eine Reise in das Innere von Wien. Essays* (Frankfurt/Main 1993): „Roth beschwört nicht die lebendige geistige Erinnerung, sondern er besichtigt das Totenreich des kollektiven Bewußtseins.“ (Klappentext) Roth hat seinen „verfremdenden Blick“ auch auf Wiener Archive geworfen: Gerhard Roth, *Des Kaisers alte Akten* [Hofkammerarchiv]. In: Merian Wien (Juli 1999), S. 56–61, und ders., *Der Friedhof des großen Vaterländischen Papierkriegs* [Haus-, Hof- und Staatsarchiv]. In: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 55 (2011), S. 25–32.

76 Z. B. „Der Bluthauch der Geschichte“. *Das Staatsarchiv in Wien*. Ö 1 (26. 10. 2012, 19.05 Uhr).

Material durch normierte Beschlagwortung nützerfreundlich in den Griff zu bekommen. Unsere Aufbereitung bleibt oft strukturierte Einbettung. Datenbanken und Volltextsuchen führen in Großarchiven nur bedingt zum Ziel. Man erreicht so stückweise aufgenommenes Archivgut, also hauptsächlich Urkunden, Photographien, Karten, Pläne oder Handschriften. Völlig außerhalb bleibt die große Masse der Behördenregistraturen, die weiterhin nur über Index und Protokoll angesteuert werden können und angesichts solcher Wissens- und Zugangshürden auch immer weniger benützt werden. Man muss es nach dem Gesagten als etwas irreführend qualifizieren, wenn das „Österreichische Archivportal“ seine Surfgäste mit einer Datenbankmaske („*Recherchieren Sie in den Datenbanken zahlreicher österreichischer Archive*“) und der Abbildung einer Handschriften- oder Buchreihe begrüßt, also wohliger-vertraute Bibliotheksatmosphäre erzeugen möchte.

Gewiss: Die „Speichermediendifferenz“ schwimmt im digitalen Raum, Gedächtnisorte und -medien werden – Museen, die die Sinne „kulinarisch“ bedienen wollen, also die Nähe des „Originals“ brauchen, am ehesten ausgenommen – im Netz nivelliert⁷⁷, wobei langfristig der Primat des einfachen Zugangs (also des bibliothekarischen) obsiegen muss. Zuständigkeitsabgrenzung, Provenienz- und Registraturprinzip, die Archivtekonik als Orientierungsraaster werden tendenziell aufgelöst. Das Fehlen von Kontext ist ganz generell charakteristisch für den Niedergang des „Buchdruckzeitalters“. Auch scheint der Archivbegriff längst völlig beliebig geworden: Ausgerechnet in Köln gibt es ein „Deutsches Staubarchiv“!

Niemand wird die großartigen Perspektiven gering schätzen, die die Digitalisierung eröffnet. Bestandserhaltung durch Digitalisierung (Schutzdigitalisierung), *Digitisation on demand* im Reproduktionswesen. Aber Digitalisierung als flächendeckende Bereitstellungsmethode? Schon die Totalsicherung auf Mikrofilm hat sich als nicht realisierbares Projekt erwiesen. In Österreich ist sie, wie so vieles, nicht einmal in Angriff genommen worden.

Unsere virtuellen „Parallelarchive“ sind jedenfalls reine „Auslesearchive“, die aus den populärsten oder wertvollsten Archivalientypen bestehen. Aber selbst hier stellt sich der Verzeichnungsstand angesichts grober Versäumnisse der Vergangenheit oft sehr unbefriedigend dar. Es ist daher keine Seltenheit, dass Digitalisate ohne begleitende Erschließungsinformation durch das Netz geistern. Offen thematisiert wird dieses Problem nicht.

Populistische Web 2.0-Hoffnungen, Erschließung z. T. an die Nutzer auslagern zu können (also „Heimwerken im Netz“), scheinen zwar in die hochgejubelte Laienkultur zu passen, sind aber wohl unberechtigt. Wir brauchen keinen „shitstorm“ angeblicher Schwarmintelligenz, sondern Sach- und Fachwissen. Selbst Wikipedia wurde als Forum antiquierten Halbwissens enttarnt, auf dem die Mehrheit die wissende Minderheit frech korrigiert. Die bisher üblichen Hürden der Qualitätssicherung bestehen im ephemeren Internet kaum: Informationsabsonderung „ohne Gewähr“, also das genaue Gegenteil dessen, was das gedruckte Wort will,

77 Kritisch Wolfgang Ernst, Bruchstellen. Die Eigenart von Archiven im Verbund von Gedächtnisagenturen und Speichertechnologien. In: Der Archivar 65 (2012), S. 258–263.

nämlich dem Denken Dauer verleihen (N. Postman). Im Schutz von Flüchtigkeit und Anonymität leidet denn auch niemand unter der sonst so stark verbreiteten Schreibhemmung – im Gegenteil⁷⁸.

Bunte Bilder

Überhaupt liegt der ganzen archiv(ar)ischen Digitalisierungseuphorie ein „ontologisches“ Missverständnis zugrunde. Was Archive ins Netz stellen, oder besser: „hineinschaufeln“ (E. Henning), sind, soweit das Vorschreibmaschinenzeitalter betroffen ist, anders als bei vergleichbaren Initiativen von Bibliotheken keine allgemein les- und verstehbaren Texte⁷⁹, sondern „reine“ Bilder, denn brauchbare optische „Texterkennungssoftware“ für Handschriften existiert leider nicht. Wir liegen damit zwar grundsätzlich im Trend der ganz überwiegend visuellen (ikonozentrischen) und nicht mehr logozentrischen Kultur des Fernsehzeitalters und folgen der „gescannten Ideologie“, die sich nichts geistig aneignet, sondern alles „reproduziert“⁸⁰. Schaffen wir aber so einen kulturellen oder wissenschaftlichen „Mehrwert“?

Sicher freuen sich Politiker und sonstige Archivträger über bunte Bilder im demokratischen Internet und geben dafür auch Geld. Aber: Wer kann die etwa von „Monasterium“⁸¹ ins Netz gestellten (mittelalterlichen) Urkunden – mittlerweile über 200.000 – lesen oder gar verarbeiten? Stimmt es wirklich, dass dieses Projekt Interessierten „*historische Quellen [...] auf der ganzen Welt unabhängig von ihrem Aufenthaltsort, ihrer Muttersprache oder ihrem sozialen Status*“⁸² zugänglich macht? Digitalisieren wir am Ende nicht bloß für die Monumenta Germaniae Historica, die schrumpfende Zahl der sonst so gerne geschmähten Mediävisten mit hilfswissenschaftlichen Kenntnissen oder für die kirchenbuchfixierten Ahnenforscher? Leisten wir mit der Digitalisierung auf Vorrat „Öffentlichkeitsarbeit“, die auf dem leergefischten Aufmerksamkeitsmarkt gar nicht oder zumindest nicht ausreichend nachgefragt wird? Ist das hehre Wort von der „Demokratisierung des Wissenszugangs“ wirklich mehr als eine jener hohlen Phrasen, die der billigen Behübschung von Projektanträgen dienen?

78 Alexandra Borchardt, Demokratie im Netz. So ein Schwarm kann sehr dumm sein. Süddeutsche Zeitung (18. 11. 2012); Valentin Groebner, Wissenschaftliches Publizieren. Muss ich das lesen? Frankfurter Allgemeine Zeitung (10. 2. 2013).

79 Dass auch problemlos „lesbare“ Texte – selbst auf akademischem Niveau – nicht mehr verstanden werden, soll nicht verschwiegen werden: Georg Kamphausen, Wie Studenten denken. Frankfurter Allgemeine Zeitung (24. 6. 2012).

80 Philipp Theison, Literarisches Eigentum. Zur Ethik geistiger Arbeit im digitalen Zeitalter (Stuttgart 2012).

81 Adelheid Krahl, Monasterium.net. Das virtuelle Urkundenarchiv Europas. Möglichkeiten der Bereitstellung und Erschließung von Urkundenbeständen. In: Archivalische Zeitschrift 91 (2009), S. 221–246.

82 <http://monasterium.net/pages/de/ueber-uns.php>. Vgl. auch Thomas Aigner, „Ausprobieren, abwarten, nachjustieren, richtig einstellen, ausspülen und den Vorgang wiederholen.“ Archive auf dem Weg ins Internet. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 55 (2011), S. 235–243. Hier liest man auf S. 238 mit einiger Überraschung: „Grundsätzlich steht es jedem/jeder frei, sich die entsprechenden Kenntnisse zum Lesen und Interpretieren alter Dokumente anzueignen“.

Jedenfalls digitalisieren wir genau das, was auch bei Ausstellungen lediglich „gezeigt“, aber meist nicht mehr „eingeordnet“ wird: Bilder, Schaustücke – Karten, Photographien, schöne Urkunden. Unsere Museen sammeln und beforschen immer weniger und konzentrieren sich auf rasch wechselnde, Öffentlichkeit anziehende „inszenierte“ Ausstellungen. Ihre Zahl wächst nur deswegen, weil „Kultur“ einen ökonomischen Wert aufweist. Museifizierung, Museophilie und „Kulturinflation“ haben wenig mit wirklicher Kultur, Nostalgie oder gar Geschichtsbewusstsein zu tun, aber viel mit der unersättlichen Kapitalisierungsfreude der Kulturbewirtschaftung. So sehr verstehen sich die oft genug von „Geschäftsführern“ in des Wortes engerer Bedeutung gemanagten „Zeige-Betriebe“ als „sinnliche Orte des Sehens und Erlebens“, dass „moderne“ Schaustellungen zunehmend auf verschriftlichte „Kontextualisierung“ verzichten; ja die Abwesenheit von Erklärung gilt regelrecht als chic. Hauptsache der Katalog ist prächtig und schmucke Zierde für den heimatischen Couchtisch.

Die Befriedigung der Zerstreungsbedürfnisse wird immer wichtiger, ebenso alles Äußerliche, die Verpackung: das Gebäude – am besten aufsehenerregende Primadonnenarchitektur – und die Ausstellungsgestaltung. Geheimnisvoll-dunkles Kinoambiente und dröhnende Audioguides schaffen dem Internetmenschen jene vertraute Umgebung, in der er Belehrung und den didaktischen Zeigefinger nicht fürchten muss, sondern im optimalen Fall oberflächliche Kurzweiligkeit („Atmosphäre“) erwarten darf. Mehr und mehr Besucher twittern ohnedies sogleich ihre Impressionen ins Netz, jede Ablenkung wäre hier hinderlich⁸³.

Vom Museum zur dachbodenentrümpelnden „Plunderstube“ ist es dabei nur ein Schritt. Wer etwa über Johann Wolfgang von Goethe nichts weiß, wird auch im neu gestalteten Goethe-Nationalmuseum in Weimar anhand von Pantoffeln, Federkielen und anderen mehr oder weniger effektiv auratisierten Reliquien kaum etwas dazulernen. Als „Lernorte“ verstehen sich die allerwenigsten Museen ... eher schon als „Aufenthaltsorte der Freizeitgesellschaft“ (H. G. Hockerts). Wenn die Ausstellungsmacher mit den Besuchern „auf Augenhöhe“ kommunizieren, dann wird eben niemand mehr museumspädagogisch „abgeholt“.

Im Gegensatz zur Erinnerungsinstitution Museum⁸⁴ sind die Gedächtnisinstitutionen Bibliothek und Archiv auch für ihre „Besucher“ Arbeitsstätten, „Orte des Lesens und Schreibens“ – heute ohne Frage ein entscheidender Wettbewerbsnachteil. Ob man diesen korrigieren kann und soll, indem man dem Publikum das Lesen und die inhaltliche Auseinandersetzung abnimmt, also etwa Literatur in einem „Literaturmuseum“ ausstellt?

Die Digitalisierung von Archivgut und seine Verbreitung über das Netz ist, so will es scheinen, unsere Form der „Ausstellung“, also Kompensation eines latenten Museumsneids. Schaffen wir damit „virtuelle Archivmuseen“, die wir gesondert nach ganz anderen Kriterien betreuen müssen? Droht eine „Archivschizophrenie“?

83 Swantje Karich, Twittern im Museum. Von Tweet zu Tweet. Frankfurter Allgemeine Zeitung (13. 11. 2012).

84 Rosmarie Beier-de Haan, Erinnernte Geschichte – inszenierte Geschichte. Ausstellungen und Museen in der Zweiten Moderne (Frankfurt/Main 2005).

Gerhart Marckhgott erwartet für ca. 2020 in seinem Archiv eine Totaldigitalisierung, zumindest „alles Wichtigen“ (!). *Tu felix Austria Superior!* Denn anderswo läuft es bei weitem nicht so problemlos: Das Deutsche Bundesarchiv will in den nächsten Jahren bescheidene 1 Prozent seines Bestandes digitalisieren, das sind 30 Millionen Blatt. Das Vorhaben kostet 75 Millionen Euro. Das real existierende Diözesanarchiv St. Pölten, die geistige Zentrale österreichischer Digitalisierungsinitiativen, ist gar seit Monaten „wegen Digitalisierung“ geschlossen (Stand: Winter 2012/13)⁸⁵!

Archivar oder Scanroboter?

Der Archivar des 21. Jahrhunderts ist offensichtlich ein Archivar, der sich – da für die eigentliche IT-Dienstleistung natürlich nicht qualifiziert – mit der grundsätzlich angestrebten Totaldigitalisierung selbst wegrationalisieren soll. Vielleicht kann er bis dorthin zumindest noch als Scanroboter sein Gnadensbrot verdienen. Selbst für die Abfilterung der vom Informationssuchenden „eigentlich gemeinten“ und „gebrauchten“ Treffer aus der Resultatmasse der elektronischen Suche soll es nach Marckhgott in Zukunft keine „Beratung“ mehr geben, sondern eigene IT-Tools.

Soviel technik- und fortschrittsgläubige Einseitigkeit scheint mir verfehlt, ja sogar gefährlich; sie suggeriert die Entbehrlichkeit unseres Berufsstandes, ein Verdacht, den die meisten Archivträger wohl ohnedies hegen und mit Blick auf budgetäre Nöte auch immer deutlicher aussprechen werden. Wofür eigentlich noch teure akademisch qualifizierte Archivare, wenn man im Grunde nur mehr Wartungstechniker braucht? Wozu kostspielige Archivgebäude, wenn der Server auch in Billiglohnländern stehen kann? Wohin (nach hoffentlich gründlich erledigter Digitalisierung) mit den klimaempfindlichen originalen Papier- oder Pergamentarchivalien?

In Wahrheit wäre eine verstärkte Arbeitsteiligkeit in der Personalentwicklung das Gebot der Stunde. Neben den Bewertern, Skartierungsplanern, Öffentlichkeitsarbeitern, Scannern usw. sollten sich unsere Archive zur Wahrnehmung des in der Regel ohnedies archivgesetzlich festgeschriebenen „Auswertungsauftrags“ selbstverständlich in die Erschließung eingebundene Historiker-Archivare leisten. Arbeit hätten gerade diese mehr als genug.

Archivare werden in Zukunft nicht nur für die Erhaltung der Substanz und eine stimmige Überlieferungsbildung, sondern auch – über die hilfsdienende Aufbereitung hinaus – verstärkt für die inhaltliche Auswertung des ihnen Anvertrauten Sorge tragen müssen; sonst werden die über Jahrhunderte aufgespeicherten Quellenschätze am Ende wirklich zu musealen Objekten, die die meisten nur mehr bestaunen, aber buchstäblich nicht mehr „entziffern“ können.

⁸⁵ Anders als das Papierbuch hat das konventionelle Archiv keine „Halt“ rufende Lobby. Die Generaldirektorin der Österreichischen Nationalbibliothek musste sich nach einem Plädoyer für eine Konzentration der eigenen Sammelaktivitäten auf elektronisches Material den Vorwurf „digitaler Demenz“ gefallen lassen, die Nationalbibliothek selbst die spöttische Umbenennung in „Nationalserver“. Vgl. Radek Knapp, Es riecht nach digitaler Bücherverbrennung. Die Presse (9. 10. 2012).

Gerade was die zunehmend esoterisch-modische akademische Geschichtsforschung immer weniger leisten kann und will, quellennahe Realgeschichte und das Historikerhandwerk, sollten die Archive nicht ebenfalls abhaken, sondern vielmehr für ihren Sprengel als Marktlücke besetzen. Das ist in letzter Konsequenz wohl die ehrlichste und wirksamste Form der Öffentlichkeitsarbeit, hier liegt eine ganz wesentliche Chance zur Optimierung unserer Präsenz im öffentlichen Raum. Wir sollten sie ergreifen und daher auch selbstbewusste Auswerter der eigenen Schätze bleiben – oder (wieder) werden. Es kann unmöglich falsch sein, sich in der Konzentrationswüste der ununterbrochenen elektronischen „Kommunikation“ auch ein wenig als Oase unaufgeregter und „entschleunigter“ Wissenschaftlichkeit zu positionieren. Die Konkurrenz wäre verschwindend gering.